

Vorwort

Vom 17.- 21. Juni 1996 fand an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg eine Frauenstudienwoche mit dem Thema "Frauen- und Geschlechterforschung - Standortbestimmung und Perspektive" statt.

WissenschaftlerInnen und NachwuchswissenschaftlerInnen aus fast allen Disziplinen beteiligten sich mit Forschungsergebnissen und Einblicken in ihre Lehrprojekte. Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Beiträge auswärtiger Wissenschaftlerinnen. Zudem widmeten viele Lehrende ihre Veranstaltungen in der Weise um, daß geschlechterdifferenzierende Fragestellungen im Mittelpunkt standen. Einige dieser Veranstaltungen werden im folgenden ebenfalls dokumentiert.

Die Frauenstudienwoche machte vor allem aufmerksam auf den Magisternebenfach-Studiengang "Frauen- und Geschlechterstudien", der im Wintersemester 1997/98 an der Universität eröffnet wird.

An der Universität Oldenburg werden Frauen- und Geschlechterstudien - in der Lehre zunächst in Projekten - seit etwa 1976 durchgeführt. 1993 fand an der Universität die Tagung "Women's Studies im internationalen Vergleich" unter Beteiligung von Wissenschaftlerinnen aus der BRD und dem Ausland statt.

Die ersten Lehrveranstaltungen zu Frauen- und Geschlechterstudien wurden interdisziplinär hauptsächlich in den Geistes- und Sozialwissenschaften angeboten. Immer wieder waren auch Naturwissenschaftlerinnen beteiligt. Frauen- und Geschlechterforschung wird heute an unserer Universität von vielen Wissenschaftlerinnen, zum Beispiel in der Pädagogik, Germanistik, Geschichte, Soziologie, Politik oder Theologie, durchgeführt. Gleichwohl galt es, diese Ansätze mit dem Ziel eines ordnungsgemäßen Studiums in einem Studiengang zu institutionalisieren.

Inzwischen sind drei Professuren für Frauenforschung an der Universität Oldenburg eingerichtet: C3-Soziologie mit Schwerpunkt Frauenforschung im FB 3, C3-Feministische Kunstwissenschaft im FB 2 und C4-Musikpädagogik (Anteil Geschlechterforschung) im FB 2. Im Fachbereich 2 wird außerdem im Wintersemester 1997/98 der Aufbaustudiengang "Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien" eröffnet.

Die Besonderheit des Studienganges "Frauen- und Geschlechterstudien" besteht in seiner Interdisziplinarität. Damit wird die Zusammenarbeit zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften und den Naturwissenschaften (z.B. Biologie und Mathematik) unterstrichen. Auf diese Weise werden nicht nur Überlegungen innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung aufgegriffen, sondern Innovationen für eine breite Ausbildung ermöglicht, wie sie heutzutage mit der Auflösung fester Berufsbilder gefordert ist.

Die Carl von Ossietzky Universität Oldenburg ist eine der Wegbereiterinnen für institutionalisierter Frauen- und Geschlechterstudien in Deutschland. Die Frauenstudienwoche hat gezeigt, daß dafür alle Kapazitäten und Ressourcen vorhanden sind.

Für den Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen
und die Frauengleichstellungsstelle

Ilse Dröge-Modelmog, Karin Flaake, Heike Fleßner, Deidre Graydon

Sabine Toppe

**Über die "Bestimmung des Weibes",
"Gelehrsamkeit" und "Herzensbildung".**

**Frauen- und Geschlechterforschung
in der historischen Pädagogik¹**

Die immer noch übliche Einordnung der Mädchenerziehung und Frauenbildung unter sog. "allgemeine" erziehungsgeschichtliche Entwicklungen versperrt häufig den Blick darauf, daß Bildung in ihrer Geschichte gegen ihren universalistischen Anspruch eine geschlechtsspezifische Einschränkung, ja Aufteilung erfuhr: auch in der Geschichte von Bildung und Erziehung ist die Frauenfrage unterdrückt, verdrängt und unsichtbar gemacht worden. Um die Erforschung von Bildung und Erziehung aus einem frauen- bzw. geschlechterhistorischen Blickwinkel vorzustellen, möchte ich in diesem Beitrag zunächst einen kurzen Einblick in die Entwicklung der historischen Frauen- und Geschlechterforschung - allgemein und speziell in der Erziehungswissenschaft - geben und die Bedeutung von Geschlecht als analytischer Kategorie ausführen. Anschließend werde ich mich der Bildung im 18. Jahrhundert widmen. Im ausgehenden 18. Jahrhundert - dem Zeitalter der Aufklärung, dem sog. "pädagogischen Jahrhundert" - entwik-

¹ Dieser Beitrag ist die gekürzte Fassung meines Aufsatzes "Von 'beglückenden Gattinnen' und 'bildenden Müttern', 'Frauenzimmern' und 'Schöngestirnen'. Frauen- und Geschlechterforschung in der historischen Bildungsforschung", in: Friedrich W. Busch (Hrsg.), Aspekte der Bildungsforschung. Studien und Projekte der Arbeitsstelle Bildungsforschung im Fachbereich 1 Pädagogik Institut für Erziehungswissenschaft, Oldenburg 1996, S. 115-136.

kelte sich im Bürgertum der klassische deutsche Bildungsbegriff als das neue Erziehungsideal, und es wurde erstmals breiter über weibliche Bildung debattiert. Die Bildung des "Menschen" im 18. Jahrhundert war allerdings die Bildung des "Mannes", und ich will zeigen, wie Bildung in dieser Zeit so konzipiert wurde, daß sie für Frauen vorrangig auf die Entfaltung von Wesen, für Männer auf die Aneignung von Wissen zielte. Schließlich möchte ich als ein konkretes Beispiel erziehungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung mein Dissertationsprojekt vorstellen, das sich mit der staatlichen Erziehung und Bildung der Mütter im 18. Jahrhundert beschäftigt.

Zur Entwicklung der historischen Frauen- und Geschlechterforschung

"Frauenforschung" war in der Bundesrepublik nie ein unumstrittener Terminus für ein homogenes Gebilde. Die neuere Frauenforschung ist hier wie in den anderen westlichen Industrieländern in Zusammenhang mit der neuen Frauenbewegung entstanden, wie sie sich in den letzten 25 Jahren entwickelt hat. Anlaß waren die anhaltende soziale Ungleichheit und besondere Form der Diskriminierung von Frauen trotz formal bestehender gleicher Rechte. Dieser Ursprung hat nicht nur hinsichtlich des zeitlichen Anfangs der Frauenforschung Bedeutung; er ist vielmehr auch deren kontinuierlicher praktischer Bezugsrahmen. Frauenforschung - zunächst etikettierend auf die griffige Kurzformel der Forschung "von Frauen", "über Frauen", "im Interesse von Frauen" gebracht, verstand sich in ihrem Entstehungskontext als Beitrag zur Bewußtseinsbildung von Frauen mit dem Ziel der Abschaffung ihrer gesellschaftlichen Unterordnung. Die Forschungsperspektiven richteten sich dazu zum einen auf die Formen und Funktionsweisen geschlechtsspezifischer Hierarchisierungen, zum anderen mit dem Programm "Frauen sichtbar machen" auf die Frauen selber, kurz: einerseits auf die Strukturen, andererseits auf die Subjekte. Parteiliche Stellungnahme bestimmte dabei das wissenschaftliche Arbeitsfeld mit und gab durch das normative Aufzeigen von Ungleichheit den Anstoß zu neuen Anstrengungen in der Forschung.

Von Anfang an existierten unterschiedliche Theorietraditionen und politische Ausrichtungen nebeneinander. Die insbesondere in den Sozialwissenschaften diskutierte Frage, ob es spezifische Methoden der Frauenforschung

gibt,² wird inzwischen weitgehend verneint. Frauenforschung bzw. feministische Forschung - Begrifflichkeiten, die zu keiner Zeit einheitlich definiert wurden, aber oft synonym verwendet werden - "muß ihre Methoden je nach ihren Forschungsfragen entwickeln bzw. auswählen, jenseits einer tradierten Trennlinie zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren. Der innovative Charakter von Frauenforschung liegt in der Spezifik ihrer Fragestellungen und -perspektiven sowie in der Anwendung, Modifizierung und Weiterentwicklung erprobter Techniken und Methoden."³

Es geht also um mehr und anderes, als um die bloße Anwendung bestimmter Forschungstechniken, es geht um eine bestimmte Art zu fragen und tradiertes Wissen zu kritisieren. Frauenforschung entwickelte sich in der Auseinandersetzung mit der vorherrschenden Forschung als Wissenschaftskritik und in der Auseinandersetzung mit den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen als Gesellschaftskritik. Mit feministischem Engagement wurde sie zum Programm gemacht, um die Ausblendung bzw. Diskriminierung von Fraueninteressen mit den Möglichkeiten der Wissenschaft und einer von dieser Wissenschaft unterstützten Politik zu überwinden. In dieses Programm ordnet sich auch die historische Frauenforschung ein; eine Frauenforschung, die außerhalb der historischen Seminare von nicht-etablierten Wissenschaftlerinnen und politisch engagierten Frauen in Gang gesetzt worden ist, zunächst mit dem Ziel, die eigene Geschichte zurückzugewinnen. Das Erkenntnisinteresse historischer Frauenforschung zielte und zielt darauf ab, zu analysieren und zu begreifen, wie die hierarchische oder zumindest asymmetrische Platzierung von Männern und Frauen über Generationen hinweg im Prozeß des historischen Wandels produziert und reproduziert wurde, und wie sich dabei die soziale Ausgestaltung und Bedeutung der Geschlechterbeziehungen jeweils veränderte.

Zunächst galt es in der Frauengeschichtsforschung, Frauen ausfindig und "sichtbar" zu machen. Den "Schwangeren", "Geschwängerten", "Lebensgefährtingen" und "Heiratsobjekten", die in der traditionellen Geschichts-

-
- 2 Ursula Müller, Gibt es eine "spezielle" Methode in der Frauenforschung?, in: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hrsg.), Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der Freien Universität Berlin vom 30.11.-2.12.1983, Frankfurt 1984, S. 29-50.
 - 3 Heike Kahlert, Wissenschaft in Bewegung. Frauenstudien und Frauenforschung in der BRD, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2, "Vom Vormärz bis zur Gegenwart", Frankfurt/M. 1996, S. 517-533, hier S. 521.

forschung außer als "Anhängsel" bestenfalls noch im "Ghetto" der Sonderbehandlung und Ausgrenzung auftraten, wurden Namen und Persönlichkeiten an die Seite gestellt. Die "frühen Frauenforscherinnen" gruben in Archiven, versuchten Spuren zu sichern und mit Hilfe der neueren Sozialgeschichte aus der Erfahrung der eigenen Unterdrückung und Diskriminierung die "richtigen" Fragen an das überlieferte Material zu stellen und es zu analysieren. Dabei unterblieb im Überschwang der Forschungsfreude manches Mal eine umfassende Quellenkritik, und nicht alle Quellen wurden herangezogen oder Divinationen vorgenommen, die weit über die aus den Quellen unmittelbar zu ziehenden Schlußfolgerungen hinausgingen. So entstanden Mythen wie z.B. von machtvollen weisen Frauen und Hebammen und deren Vernichtung, von mittelalterlichen Arbeitsparadiesen für die Frau, von mütterlicher Gleichgültigkeit gegenüber dem Nachwuchs und von der Entwicklung der mittelalterlichen Großfamilie zur Kleinfamilie des 19. Jahrhunderts.

Nicht nur der mütterlichen Gleichgültigkeit widersprechen inzwischen viele Forschungsergebnisse, eine Vielzahl von Publikationen zur Frauengeschichte liegt für alle Epochen vor. Praktisch und theoretisch erweiterten viele Forscherinnen die historische Frauenforschung zur historischen Geschlechterforschung, nachdem auch in Europa die aus dem amerikanischen Diskussionszusammenhang hervorgegangene Erkenntnis, Geschlecht als notwendige grundlegende Kategorie sozialer, kultureller und historischer Realität, Wahrnehmung und Forschung anzusehen und zu verwenden, immer mehr differenziert wurde. Für Karin Hausen und Heide Wunder kommt "Frauengeschichte, sofern sie methodisch reflektiert und wissenschaftlich fundiert erarbeitet wird und mehr sein will, als nur eine Neuauflage der beliebten Kulturgeschichte der Frau im 19. und 20. Jahrhundert," nicht umhin, sich als Geschlechtergeschichte zu verstehen. Frauen und Männer leben in Geschichte wie Gegenwart eingebunden in die jeweils gültigen kulturellen Ordnungen der bislang noch hierarchisch konstruierten Geschlechterverhältnisse. "Selbst wenn der Fokus der Untersuchung auf eine bestimmte Gruppe von Frauen gerichtet ist, müssen diese Frauen dennoch immer auch als Menschen weiblichen Geschlechts und damit in Beziehung zum männlichen Geschlecht gedacht und beobachtet werden."⁴

4 Karin Hausen/Heide Wunder, Frauengeschichte - Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M. 1992, S. 11.

Geschlecht als analytische Kategorie

Gudrun-Axeli Knapp schreibt zur Bedeutung von Geschlecht als analytischer Kategorie: "'Geschlecht' ist (ähnlich wie 'Klasse' oder 'Rasse') ein sozialer Platzanweiser, der Frauen und Männern ihren Ort in der Gesellschaft, Status, ihre Funktionen und Lebenschancen zuweist. Diese 'Verortung' nach Geschlechtszugehörigkeit ist kein einfacher Akt unmittelbaren Zwangs, sondern ein aufwendiges und konfliktträchtiges Zusammenspiel von Zwängen und Motiven, von Gewalt und ihrer Akzeptanz, von materiellen Bedingungen, ökonomischen Nötigungen und subjektiven Bedürfnissen, von kulturellen Deutungsmustern, normativen Vorschriften, Selbstbildern und Selbstinszenierungen."⁵ Mit der Kategorie Geschlecht in der Forschung soll nicht nur der Geschlechterblindheit der herkömmlichen Geschichtsschreibung begegnet werden, sondern dahinter steht die Forderung, daß die Konsequenzen von Geschlecht ebenso bereitwillig studiert werden wie diejenigen von Schicht oder Klasse. Dabei soll kein Universalprinzip postuliert werden, sondern die Kategorie Geschlecht ist kontextspezifisch und kontextabhängig bzw. muß so gedacht werden. Seit Beginn der historischen Frauenforschung in Deutschland wurde betont, daß die Konzeptualisierung einer einheitlichen sozialen Gruppe "Frauen" unmöglich ist. Ebenso wie Geschlecht begründen auch andere Kategorien primäre Beziehungen von Frauen und Männern in sozialen Verhältnissen, wie Klasse die sozialpolitische Situation, Konfession die religiöse Eingebundenheit. "Die Kategorie Geschlecht bietet zwar fundamentale Erkenntnismöglichkeiten in bezug auf praktisch alle historischen Phänomene, aber sie sollte nicht als ein fixes, universales oder ursprungsmythisches Modell zur Erklärung der Fülle historischen Geschehens verstanden werden."⁶ Die Anwendung von Geschlecht als historischer Kategorie erschöpft sich nicht darin, sich in der Forschung mit bestimmten Gruppen von Frauen oder mit Weiblichkeitsentwürfen und Frauenbildern zu beschäftigen. Geschlecht bzw. die Geschlechter meint weder ein Ding oder einen Gegenstand, noch viele Dinge oder Gegenstände, sondern ein komplexes Geflecht von Beziehungen und Prozessen. "Versteht man Geschlecht als soziale und komplexe Beziehung, so

5 Gudrun-Axeli Knapp, Die vergessene Differenz, in: Feministische Studien 6/1988, S. 12-31, hier S. 12.

6 Gisela Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 14/1988, S. 364-391, hier S. 374.

heißt das, daß die Suche nach Frauen in der Geschichte nicht einfach die Suche nach einem bisher vernachlässigten Gegenstand ist, sondern die Frage nach bisher vernachlässigten Beziehungen zwischen Menschen bzw. Menschengruppen."⁷

Seit einiger Zeit fragen immer häufiger Wissenschaftlerinnen, ob unter den vielfältigen Bedingungen von Differenz die Geschlechterdifferenz überhaupt noch eine Analyse- und Kritik-kategorie sein kann. Spätestens seit dem Erscheinen des Buches "Gender Trouble" von Judith Butler ("Das Unbehagen der Geschlechter", Frankfurt/M. 1991) ist in der deutschen Frauen- und Geschlechterforschung die Debatte um die Auflösung der Kategorie Geschlecht oder um ihre Spezifizierung aktuell, wird die Zweigeschlechtlichkeit selbst als kulturelle Konstruktion angesehen und in ihrer "Natürlichkeit" hinterfragt.⁸ Meiner Meinung nach steht die Debatte über Grenzen und Reichweite der historischen und sozialen Kategorie Geschlecht als Mittel zur Beschreibung von gesellschaftlichen Beziehungen erst am Anfang, von einer Auflösung ihres analytischen Gehaltes kann keine Rede sein. Dagegen ist die Gewißheit zu wissen, was Männer und was Frauen "sind", zunehmend in Auflösung begriffen. Ich gehe - in Anlehnung an Hilge Landweer - davon aus, daß es Unterschiede zwischen Personen in bezug auf ihren Beitrag zur Generativität gibt. Aber alles, was auf diese Unterscheidung aufgebaut wurde und wird, ist das geistige Werk von Menschen und damit veränderbar.⁹

Auch in der erziehungshistorischen Frauen- bzw. Geschlechterforschung wird seit über zwei Jahrzehnten der Ansatz Geschlecht als analytische Kategorie verwendet. Wo bisher geschlechtsspezifische Differenzen zwischen den Subjekten und Objekten der Erziehung weitgehend ausgeblendet blieben und sich darüber hinaus hinter der geschlechtsneutralen Form in der Regel das Bild vom männlichen Subjektes verbarg, werden die neuen Per-

7 Ebd., S. 379.

8 S. dazu Regine Gildemeister/Angelika Wetterer, Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.), TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg/Br. 1992, S. 201-254; Kritik der Kategorie "Geschlecht". Themenheft der Feministischen Studien 2/1993.

9 Hilge Landweer, Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender-Unterscheidung, in: Feministische Studien 2/1993, S. 34-43.

spektiven auf Bekanntes nicht nur dem Anliegen und den Forderungen von Frauenforscherinnen gerecht, sondern der Perspektivwechsel impliziert zugleich eine Erweiterung und Differenzierung bisheriger erziehungswissenschaftlicher Denkmodelle. Dabei geht es nicht nur um die Erforschung frauenspezifischer Themen, sondern um die Betrachtung allgemeiner pädagogischer Fragen zunehmend unter Einbeziehung der Kategorie Geschlecht, z.B. was Bildungstheorien oder Unterrichtsforschung - sowohl in der Geschichte wie in der Gegenwart - betrifft.

Pädagogische Frauenforscherinnen der letzten zwanzig Jahre haben sich u.a. die Aufgaben gestellt, die Frauen in ihren pädagogischen Bezügen hervorzuheben, auf die Leistungen von Frauen und Müttern in der Erziehung aufmerksam zu machen und die Erziehung und Sozialisation von Mädchen und Frauen der Analyse zu unterziehen. Ergebnisse sind nachzulesen in dem zweibändigen Handbuch zur "Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung", hrsg. von Claudia Opitz und Elke Kleinau (Frankfurt/M. 1996). Diese erste Gesamtdarstellung der Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung spannt den Bogen vom Mittelalter bis in die Gegenwart und zeichnet erstmals - in Text und Bild - sowohl die institutionalisierten Formen der Mädchen- und Frauenbildung im 19. und 20. Jahrhundert nach wie auch die Entwicklungen und Verhältnisse der Zeit vor 1800. Sie schließt damit eine Informationslücke, denn wer sich bislang über die Geschichte der Erziehung und Bildung von Mädchen und Frauen im deutschsprachigen Raum informieren wollte, war entweder auf längst veraltete Überblicksdarstellungen, auf thematisch eng begrenzte Einzeldarstellungen oder schließlich auf einzelne Beiträge im Rahmen sog. "allgemeiner" - vom männlichen Standpunkt aus konzipierter - Handbücher und Nachschlagewerke angewiesen. Einen Überblick über den Beitrag von Frauen zur Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts von der Renaissance bis zum Jahre 1970 für die BRD bzw. 1988 für die DDR verschafft die zweibändige kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen "Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts", hrsg. von Elke Kleinau und Christine Mayer (Weinheim 1996). Hier sind ausschließlich von Frauen verfaßte Quellen zur Mädchen- und Frauenbildung versammelt. Als erste Bände der Reihe "Einführungen in die pädagogische Frauenforschung", deren Entstehung in engem Zusammenhang mit Geschichte und Arbeit der Kommission Frauenforschung in der Erziehungswissenschaft in der DGfE steht, reflektieren sie den gegenwärtigen Stand des Wissens pädagogischer Frauenforschung und rücken

den bisher eher randständig behandelten Aspekt weiblicher Bildung für die Geschichte der Pädagogik in den Blick.

Bildung im 18. Jahrhundert

Im folgenden möchte ich den Diskurs um Bildung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Anwendung der Kategorie Geschlecht umreißen und zeigen, wie Bildung gegen ihren universalistischen Anspruch diskursiv eine geschlechtsspezifische Einschränkung bzw. Aufteilung erfuhr. Ich wähle diesen Zeitraum aus, weil das "pädagogische" 18. Jahrhundert die Epoche ist, in der erstmals breiter über weibliche Bildung debattiert wurde und noch heute wirksame Weiblichkeitsbilder definiert wurden. Das weisen eine ganze Reihe von feministisch orientierten Arbeiten zur neuzeitlichen Geschlechterordnung nach, in denen vor allem unter ideologiekritischer Perspektive Schriften "bürgerlicher Meisterdenker"¹⁰ wie Kant, Fichte, Rousseau, Campe, Pockels, Brandes u.a. analysiert wurden.¹¹ Im Mittelpunkt steht hier als Ergebnis, daß in der bürgerlichen Gesellschaft "die Aufgabe der Frau identisch wurde mit ihrer Selbstaufgabe"¹².

Der klassische Bildungsbegriff im ausgehenden 18. Jahrhundert beinhaltet die Idee einer allgemeinen Menschenbildung, die betont das Verhältnis von Individuum und Kollektivität, von Bildung und Beruf, von Mensch und Gesellschaft mitdenkt. Diese Idee der Bildung verdankte sich dem spezifischen Konstitutionsprozeß des deutschen Bürgertums. Das deutsche Bürgertum hatte sich - anders als das englische oder französische - vor allem als Bildungsbürgertum konzeptualisiert. Bürgerliches Selbstverständnis und Selbstbewußtsein wurde über Teilhabe an Bildung formuliert. Bildung war das Vehikel, sich abzusetzen; nach oben gegen den Adel, nach unten gegen Kleinbürgertum und Bauern. Bildung ist hier nicht zu verwechseln mit

10 Ute Frevert, "Bürgerliche Meisterdenker" und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: dies. (Hrsg.), *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988, S. 17-48.

11 S. dazu u.a. Barbara Duden, *Das schöne Eigentum: Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, in: *Kursbuch 47*, Berlin 1977, S. 125-140; Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt/M. 1979; Ulrike Prokop, *Die Konstruktion der idealen Frau. Zu einigen Szenen aus den "Bekanntnissen" des Jean-Jacques Rousseau*, in: *Feministische Studien 1/1989*, S. 86-96.

12 Duden, *Eigentum*, S. 139.

Bücherwissen und Gelehrsamkeit. Sie sollte nicht auf den Kopf beschränkt bleiben, sondern den ganzen Menschen prägen. Bildung umfaßte Geistes- und Herzensbildung. Den (bürgerlichen) Frauen allerdings blieb dabei, nach Pia Schmid, das Herz.¹³

Denn parallel zum Bildungsbegriff wurde im Konstitutionsprozeß des Bürgertums das Bedeutungssystem "Geschlechtscharakter" formuliert, welches besagt, daß die Geschlechter zu je Unterschiedlichem bestimmt sind. Frauen sind dazu geschaffen, "um beglückende Gattinnen, bildende Mütter und weise Vorsteherinnen des inneren Hauswesens zu (sein)"¹⁴. Die Debatte um weibliche Bildung stand damit im Kontext der Herausbildung des neuen bürgerlichen Familienleitbildes. Die Frauen wurden ausgegrenzt aus allgemeinen Fragen und eingegrenzt auf untergeordnete Formen der Erziehung, als Erziehende der kleinen Kinder und als nicht allgemein zu bildende zukünftige Hausfrauen, Mütter und Gattinnen. Bildung für Frauen fand ihre Begründung nicht in sich selbst im Sinne eines Menschenrechts auf Bildung. Vielmehr hatte sie ausschließlich den Zweck zu erfüllen, Frauen auf ihre Funktion in Ehe und Familie - in der Diktion der Zeit: auf ihre Bestimmung zur Hausfrau, Gattin und Mutter - vorzubereiten. Zentrale und traditionsbegründende pädagogische Vertreter in der Debatte um Mädchen-erziehung und Frauenbildung im deutschsprachigen Bereich in der beginnenden Moderne waren u.a. Jean-Jacques Rousseau und Joachim Heinrich Campe.

Rousseaus 1762 in der deutschen Übersetzung erschienener Erziehungsroman "Émile" steht am Anfang der breiteren Debatte über weibliche Bildung. Im fünften Buch, Sophie oder die Frau, bekannte Rousseau, daß ihm "ein einfaches und derb erzogenes Mädchen hundertmal lieber (sei) als ein Blaustrumpf und Schöngest", der in seinem Hause "einen literarischen Gerichtshof etabliert und sich zu dessen Präsidentin macht". Eine "schöngeistige Frau" bezeichnete er als "Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Diener, aller Welt", die "aus der erhabenen Höhe ihrer schö-

13 Pia Schmid, Das Allgemeine, die Bildung und das Weib. Zur verborgenen Konzipierung von Allgemeinbildung als allgemeiner Bildung für Männer, in: Heinz-Elmar Tenorth (Hrsg.), Allgemeine Bildung. Analysen zu ihrer Wirklichkeit, Versuche über ihre Zukunft, Weinheim und München 1986, S. 202-214, hier S. 203.

14 Joachim Heinrich Campe, Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theopron, Neudruck der Ausgabe Braunschweig 1796, Paderborn 1988, S. 131/2.

nen Seele" ihre "weiblichen Pflichten" verabscheut und vernachlässigt.¹⁵ Sophies Erziehung zielte keineswegs darauf, sie zu einer selbständig denkenden und handelnden Person zu machen, da "sich die ganze Erziehung der Frauen im Hinblick auf die Männer vollziehen (muß). Ihnen gefallen, ihnen nützlich sein, sich von ihnen lieben und achten lassen, sie großziehen, solange sie jung sind, als Männer für sie sorgen, sie beraten, sie trösten, ihnen ein angenehmes Leben und süßes Dasein bereiten: das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, das ist es, was man sie von Kindheit an lehren muß."¹⁶

Nach Elisabeth Blochmann hat Joachim Heinrich Campe, einer der zentralen Theoretiker des Philanthropismus, als erster einen vollständigen Normen- und Zielkatalog der Mädchenerziehung gemäß der von ihm so verstandenen Bestimmung der Frau als "Gattin, Hausfrau und Mutter" in seiner 1789 veröffentlichten Schrift "Väterlicher Rath für meine Tochter" entwickelt.¹⁷ Für die Frauen dominierte hier ihre besondere Bestimmung als "Frauenzimmer" völlig ihre allgemeine als Mensch, an Wissen sollten sie Menschenkenntnis, häusliche Kenntnisse und Bildung für den Hausgebrauch erwerben. Unterricht in Sprachen und ästhetische Erziehung lehnte Campe kategorisch ab, eine "bescheidene" geistige Betätigung war erwünscht, solange sie nicht über den Rahmen der praktischen häuslichen Pflichten hinauswies oder die Familienpflichten gefährdete. Vor Putzsucht, Eitelkeit und der Überschätzung körperlicher Reize wurde ebenso gewarnt wie vor der "Lesewuth" und "Schriftstellerei", stattdessen wurde das Streben nach "wahren weiblichen Verdiensten" und einem "angemessenen Gemüthscharakter" beschworen. Unter einem "der ganzen Lage und Bestimmung des Weibes" angemessenen "Gemüthscharakter" verstand Campe: "Reinigkeit des Herzens und der Gesinnungen, aufgeklärte Gottesfurcht, Schamhaftigkeit und Keuschheit, Bescheidenheit, Freundlichkeit und unerschöpfliche Herzensgüte, Besonnenheit, Ordnungsliebe, Haushaltungsgeist, Eingezogenheit, Anhänglichkeit an Mann, Kind und Haus, ein gänzlich, freies und freudiges Verzichtthun auf die zerstreunden und berausenden Vergnügungen des herrschenden üppigen Lebens, und endlich ein liebevol-

15 Jean-Jacques Rousseau, *Émile oder Von der Erziehung* (Dt. Erstausgabe 1762), Stuttgart 1963, S. 818/819.

16 Ebd., S. 733.

17 Elisabeth Blochmann, *Das "Frauenzimmer" und die "Gelehrsamkeit". Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland*, Heidelberg 1966, S. 29ff.

les Hingeben ihres eigenen Willens in den Willen des Mannes, woraus denn nach und nach ein gänzlich süßes Zusammenschmelzen ihrer eigenen Wesenheit (Existenz) mit der seinigen entsteht"¹⁸. Kenntnisse aus Büchern und Schulausbildung waren hier nur insofern erforderlich, wie sie für die Organisation des Haushalts, den Ehealltag mit einem gebildeten Mann und eine vernünftige Erziehung der Kinder notwendig erschienen.

Zwar gab es Gegenstimmen zu den restriktiven Theorien weiblicher Bildung, die in der Tradition der Frühaufklärung oder des von Poullain de la Barre schon einhundert Jahre zuvor geäußerten Gleichheitsgedankens standen, z.B. von Amalia Holst ("Über die Bestimmung des Weibes zur höhern Geistesbildung", 1802), Theodor Gottlieb von Hippel ("Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber", 1792) und Mary Wollstonecraft ("Vertheidigung der Rechte der Frauen", 1792); oder Forderungen nach einer Berufstätigkeit von Frauen wie von Elisabeth Eleonore Bernhardi ("Ein Wort zu seiner Zeit. Für verständige Mütter und erwachsene Töchter", 1792). Aber sie waren heute wie damals vergleichsweise wenig rezipiert. Mit "Bestimmung", diesem Zauberwort zeitgenössischer Pädagogik und Popularphilosophie, wurde auch hier argumentiert, nur daß die allgemein-menschliche Bestimmung als verpflichtender erachtet wurde als die spezifisch weibliche. Nicht die vollkommene Hausfrau, Gattin und Mutter war vordringliches Erziehungsziel, sondern die Perfektibilität als Mensch. Dazu wäre allerdings "mehr" und "andere" Bildung erforderlich gewesen. Und dem stand entgegen, daß die "gelehrte Frau" immer mehr zum Feindbild bürgerlicher Aufklärer und Bildungsreformer gleichermaßen wurde.

In der Diktion der Zeit waren Mann und Frau für unterschiedliche Bereiche prädestiniert: der Mann für das Erwerbsleben, die öffentliche Sphäre, die Frau für das Familienleben, die private Sphäre. Die "Natur" bestimmte es so, allerdings mußte den Frauen diese Natur erst beigebracht werden. Die "nützliche Bildung" für den Mann bereitete auf das Leben, auf Ausbildungs-, Prüfungs- oder Laufbahnvorschriften, auf den außerhäuslichen Gelderwerb vor. Als Schule der Frauen galt das häusliche Leben, wo Kenntnisse, Fertigkeiten und Einstellungen von der Mutter an die Tochter weitergegeben wurden. Lernmethode war Erfahrungslernen, Lernziel war neben den häuslichen Kenntnissen eine spezifische emotionale Grundausstattung. Im Zentrum weiblicher Bildung stand nicht Wissen, sondern We-

18 Campe, Väterlicher Rath, S. 140.

sen. Bei dieser Bildungsrealität der Mädchen war an Allgemeinbildung nicht zu denken. Als der Diskurs der Allgemeinbildung aus seiner programmatischen Phase heraustrat und sich in pragmatischer Bildungspolitik institutionalisierte, konnte sich dies wie selbstverständlich nur auf Jungen beziehen: Mädchen, Frauen bedurften im Verständnis der Zeit keiner Allgemeinbildung.

Die staatliche Erziehung und Bildung der Mütter im Aufgeklärten Absolutismus

Im folgenden möchte ich als konkretes Beispiel erziehungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung mein Dissertationsvorhaben mit dem Titel "Polizey und Geschlecht: Der obrigkeitsstaatliche Mutterschafts-Diskurs im 18. Jahrhundert" vorstellen. Die "Polizey" des 18. Jahrhunderts umfaßte wesentlich mehr, als wir heute mit diesem Begriff zu verbinden gewohnt sind. Sie leitete sich vom griechischen "politeia" - Staat, Verfassung - ab, und erhob unter Berufung auf naturrechtliche Konzeptionen die öffentliche Sorge für "Wohlfahrt" und "Glückseligkeit" der Einzelnen wie des ganzen Gemeinwesens zu ihrem Anliegen. Die Polizey verkörperte damit die gesamte innere Staatsverwaltung zum Zwecke der privaten wie der "allgemeinen Glückseligkeit", und ihr Gegenstandsbereich wurde nahezu grenzenlos. Der Beitrag von Staat und Polizey zur Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts zählt zu den Desideraten der historisch-pädagogischen Forschung. Dabei erweist sich bei genauerer Betrachtung die Polizey, oder genauer gesagt die Polizeywissenschaft - die obrigkeitsstaatliche Verwaltungslehre des 18. Jahrhunderts¹⁹ - für die erziehungshistorische Frauenforscherin als sehr ergiebige Forschungsfeld.

Die Haltung des aufgeklärt-absolutistischen Staates zur Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts war eindeutig, auch wenn der Anonymus in der verbreiteten und angesehenen "Ökonomisch-technologischen Encyclopädie" von Krünitz forderte, daß die Frauenzimmer "die Last der öffentlichen Angelegenheiten mit den Männern (...) theilen" und gleiche Bildungschancen erhalten sollten. Seiner Meinung nach sind die Frauen

19 Franz-Ludwig Knemeyer, "Polizei", in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd.4, hrsg. v. Otto Brunner u.a., Stuttgart 1978, S.875-897; Hans Maier, Die ältere deutsche Staats- und Verwaltungslehre. 2. Auflage, München 1980.

"eben so fähig, wie die Manns-Personen zu denken und zu handeln; aber sie müßten ihren gewöhnlichen leeren Beschäftigungen und Zeitvertreiben entsagen, ihren Verstand üben, und sich zu ernsthaften Arbeiten geschickt machen. Man lasse sie sich also aus dem engen Zirkel herausreißen, in welchem man sie bisher eingeschlossen gehalten"²⁰. Auch der Königsberger Jurist und Polizeidirektor Gottlieb Theodor von Hippel machte sich zum Anwalt der Frauen, indem er ihre Gleichstellung mit den Männern in Bildung und öffentlichen Ämtern postulierte.²¹

Aber der aufgeklärt-absolutistische Staat hatte kein Interesse an der Vergabe von Staatsbürgerrechten für die Frauen, und kein Interesse an einer Allgemein-Bildung von Frauen. Im entstehenden modernen Staat bürgerlicher Prägung definierte Mutterschaft die Rolle der Frauen als Staatsbürgerinnen, der Staatszweck der "allgemeinen Glückseligkeit" verlangte, daß sie von politischen Rechten und Ämtern ausgeschlossen blieben. Der aufgeklärt-absolutistische Staat benötigte sie als Gebärerinnen und Erzieherinnen "guter, glücklicher, arbeitsamer und gesunder Menschen"²², denn der zunächst mehr oder minder plump quantitative Populationismus des frühen Merkantilismus hatte nicht zuletzt unter den philanthropischen Einflüssen der Aufklärung zunehmend an Qualitätsbewußtsein gewonnen.

Über eine mangelnde Gebärfreudigkeit seiner weiblichen Untertanen mußte sich der Staat in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts eigentlich nicht beklagen. Eine Frau gebar im Verlauf ihres Lebens etwa sechs bis acht Kinder, allerdings überlebte im Durchschnitt nur jedes zweite Kind die kritischen ersten Lebensjahre. Vor diesem Hintergrund bedeutete die zeitgenössische Parole "Peuplierung", nicht nur eine zahlreiche und gesunde, sondern auch "wohlerzogene" Bevölkerung anzustreben. Als Folge der so vielbeschriebenen "Entdeckung der Kindheit" im Zeitalter der Aufklärung, die vielmehr die Entdeckung der jungen Generation als Hoffnung auf eine bessere Zukunft war, wurde Erziehung als Angelegenheit von weltgeschichtlichem Rang ernstgenommen. So schrieb der Polizeywissenschaftler Carl Gottlob

20 Johann Georg Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyclopädie oder Allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunstgeschichte, 14. Theil, Berlin 1786, S. 809.

21 Theodor Gottlieb von Hippel, Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, Berlin 1792.

22 Ernst Benjamin Gottlieb Hebenstreit, Lehrsätze der medicinischen Polizeywissenschaft, Leipzig 1791, S. 96.

Rößig in seinem "Lehrbuch der Polizeywissenschaft": "Die Erziehung muß dem Endzweck des Staates gemäß eingerichtet werden, d.h. zweckmäßig für die im Staate befindlichen Stände und vorkommenden Geschäfte; für Patriotismus; für die bürgerlichen gesellschaftlichen Pflichten; und auch für die Bestimmung der Geschlechter."²³ Die Sorge für Schwangerschaft, Geburt, Pflege und Erziehung der Kinder wurde zu einem Hauptinteresse der aufgeklärt-absolutistischen Obrigkeit erhoben, und das "weibliche Geschlecht" mußte seiner "Bestimmung gemäß und zu vernünftigen und häuslichen Gattinnen, zu klugen und weisen Müttern, erzogen werden"²⁴.

In der Folge wurde den Frauen von seiten des Staates eine ausschließlich an ihren Familienpflichten orientierte Bildung zugestanden. Gedacht wurden sie vorrangig als Erziehende der kleinen Kinder, als besondere Aufgabe wurde ihnen die Verbesserung der Mädchenerziehung auferlegt, die allenfalls im Privaten denkbar war. Verbreitet und umgesetzt werden sollte die staatliche Frauenbildung mittels des neugeschaffenen staatlichen Verwaltungsorgans, der Polizeywissenschaft; allerdings nicht in ihren Abteilungen "Erziehungspolizey", "Moral-Polizey", "Polizey der Sittlichkeit" oder "pädagogische Polizey". Hier gilt wie so oft: auch wenn Mädchen und Jungen, Frauen und Männer in den Quellentexten nicht vorkommen, ist eigentlich nur das männliche Geschlecht gemeint. Das Forum für die staatliche Erziehung der Frauen war die "medizinische Polizey"²⁵, hier haben Staatswissenschaftler und akademisch gebildete Ärzte die "gute Mutter", mütterliche Pflege, Liebe und Erziehung mit einer einzigartigen Verflechtung von Medizin, Staatswissenschaft, Philosophie und Pädagogik zum staatlichen Programm entwickelt.

Die Idee der medizinischen Polizey wurzelt in dem speziellen politischen, wirtschaftlichen und sozialen System des aufgeklärten Absolutismus. Es gibt keine zeitgenössische Entsprechung in anderen europäischen Ländern, was diese Form staatlicher Erziehung des weiblichen Geschlechts einzigartig macht. Ihre Vertreter trugen dazu bei, die im Rahmen des umfassenden

23 Carl Gottlob Rößig, Lehrbuch der Polizeywissenschaft, Jena 1786, S. 145.

24 Ebd., S. 150.

25 George Rosen, Kameralismus und der Begriff der Medizinischen Polizey, in: Erna Lesky (Hrsg.), Sozialmedizin. Entwicklung und Selbstverständnis, Darmstadt 1977, S. 94-123.

aufklärerischen Diskursensembles konstruierte moderne Mutterrolle²⁶ festzuschreiben und zu verbreiten. Sie waren dabei nicht erste Beweger und Initiatoren, sondern vielmehr Vermittler, Mediatoren und normenverkündende Anwälte der in medizinisch-anthropologischen, philosophischen und pädagogischen Debatten entworfenen Ideen zur bürgerlichen Frauenrolle. Ihr Entwurf der "guten Mutter" ist der staatswissenschaftliche Beitrag im aufklärerischen Diskursensemble, die bürgerliche Ordnung der Ehe- und Familienverhältnisse zu begründen, dem aufklärerischen Problem der Gleichheit zu begegnen und die hierarchische Ordnung der Geschlechterverhältnisse zu erhalten.

Die medizinische Polizey ist mit einer Vielzahl von theoretischen Schriften, praktischen Journalen und verschiedenen Gesetzesvorlagen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mehr theoretisch als praktisch hervorgetreten. Die Autoren - akademische Ärzte und Verwaltungsbeamte im Staatsdienst, Leibärzte, Medizinalbeamte, Stadt- und Landphysici, Universitätsprofessoren - benutzten das Wissen der antiken wie der neuzeitlichen Medizin ebenso wie die Theoreme der aufklärerischen Philosophie, die Grundsätze der absolutistischen Staatstheorie und die Kenntnisse der Anthropologie. Die Erziehung zur Mutterschaft umfaßte sehr unterschiedliche Aufgaben, die mit der mütterlichen Pflege- und Erziehungstätigkeit zusammenhingen: Vorschläge für die Auswahl von Ehegatten als Grundstock für eine gute Kinderzucht, Gebote zur Verhinderung unzweckmäßiger Heiraten von unfruchtbaren oder "mangelhaft ausgestatteten" Frauen, eine umfangreiche Schwangerenfürsorge, die Festschreibung der mütterlichen Pflicht zum Selbststillen, die Einschärfung der fraulichen und mütterlichen Pflichten durch öffentliche Predigten oder zweckmäßig abgefaßte Literatur, Anweisungen für die Töchtererziehung, eine elementare Bildung zur Erziehung der Kinder, Maßnahmen zur Verhinderung des Kindsmordes, die Einrichtung von Gebär- und Findelhäusern. Umgesetzt werden sollte das polizeyliche Programm zur Bildung und Erziehung der Mütter und Töchter mittels öffentlicher Anstalten, Gesetze, Belehrung oder Unterricht der Staatsbürgerinnen, wobei der Schwerpunkt weniger bei den Zwangsmaßnahmen, sondern vor allem bei der Einflußnahme auf Wertvorstellungen und Normen lag.

26 Sabine Toppe, Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Kleinau/ Opitz (Hrsg.), Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 1, S. 346-359.

Die Polizeytheoretiker hatten vorrangig die verheirateten Frauen des Besitz- und Bildungsbürgertums im Blick: Sie waren es, denen das Bild der "guten" - und das hieß hier im besonderen Maß der pflichtbewußten und selbstvergessenen - Mutter galt. Frauen der unteren Stände fanden in der medizinischen Polizey vor allem in Zusammenhang mit der aufklärerischen Kindsmorddebatte und dem Problem unehelicher Geburten Berücksichtigung. Den Vertretern der Polizeywissenschaft war es ein Hauptanliegen, daß Kinder im Rahmen funktionierender Ehen gezeugt, geboren und erzogen wurden, auch wenn sie in ihren Schriften gesetzliche Regelungen zum Schutz der ledigen Mütter forderten: "Kann die Mutter, welche es durch die wilde Ehe ward, die Liebe und Sorgfalt für ein Kind tragen, das in den meisten Fällen nicht die Absicht ihrer Handlung war? (...) Es ist dem Staate nicht bloß um physische Bevölkerung, sondern um zweckmäßige vortheilhafte Bevölkerung, zu thun. Es ist deshalb nicht egal, aus was für Ehen die Kinder stammen, und von was für Müttern!"²⁷

Johann Peter Frank, wohl der bekannteste und berühmteste Vertreter der medizinischen Polizey - beklagte am Anfang seines umfassenden, neunbändigen "Systems einer vollständigen medicinischen Polizey" (1779-1819), daß die Frauen untauglich seien, ihren mütterlichen Pflichten nachzukommen: "Das viele Thee und Coffee-Trinken, die übertriebene Neigung zum täglichen und bis in die späte Nacht anhaltenden Spielen, die seltsamen Kleidertrachten, die neuerfundenen Arten, bis zum Schwindel und Niedersinken zu tanzen, das vernachlässigte Stillen eigener Kinder, das viele die Einbildungskraft und das Blut erhitzende Lesen besonderer Bücher, der haut gout, und tausend andere Ursachen, womit sich die jetzigen Frauen, von ihren Müttern ausgezeichnet haben (...). Wo man hinsieht, trifft man in allen städtischen Gesellschaften, kleine blasse Gesichter mit breiten blauen Ringen um beide Augen, und entweder aufgedunsene oder ausgemergelte Körper an; welche die Fortpflanzung ihres gleichen gewiß nichts weniger, als erwünschtlich machen können."²⁸ Die als dringend notwendig erachtete "Erziehung des weiblichen Geschlechtes" sollte seiner Meinung nach mit "öffentlicher physischer Bildung erwachsener Töchter,

27 Rößig, Lehrbuch, S. 73/74.

28 Johann Peter Frank, System einer vollständigen medicinischen Polizey, Bd. 2, Mannheim 1784, S. 69/70.

zu künftigen Müttern im gemeinen Wesen"²⁹ beginnen. Sie richtete sich gegen die "gemeine Erziehungsart" wider die Natur, die aus den bürgerlichen Mädchen im Gegensatz zur "munteren Bauerndirne" das "schwächliche und verzärtelte Geschlecht" mache und schuld daran sei, daß "nach der eingeführten Erziehungsart, auch noch mit einigen Vorzügen der äusserlichen Bildung, aufgewachsene Frauenzimmer, gleich nach dem ersten oder zweiten Kindbette, zusammenfalle". Der Leipziger Professor für Medizin und Direktor des königlich-klinischen Instituts Ernst Benjamin Gottlieb Hebenstreit faßte Franks umfangreiche Vorschläge zur Verbesserung der Töchtererziehung zusammen: "Eine allzu weichliche und verzärtelnde Erziehung, das unablässige Sitzen, die warmen Getränke, die Schnürbrüste und Schuhe mit hohen Absätzen (...), die übermäßige Tanzlust, die durch Lectur genährte übermäßige Empfindsamkeit, sind lauter Mißbräuche, welche auf den Körper junger Personen des andern Geschlechts einen ebenso nachtheiligen Einfluß als auf ihren sittlichen Charakter haben, und welchen man daher nach Möglichkeit entgegen arbeiten muß."³⁰

Im öffentlichen Aufgabenbereich der Kinderpflege und -erziehung sorgte sich die Polizey um die "physische Bildung" und "physische Erziehung" der Kinder, wobei dem Körper eine zentrale Bedeutung zukam, da nach herrschender Überzeugung die Entwicklung von Vernunft und Verstand durch die Einwirkung auf den Körper erfolgte: "Man suche aus der Erziehung der Kinder beyderley Geschlechts den Mode-Zwang zu verbannen, das enge Wickeln der Kinder, das Magen und Eingeweide verderbende Einschnüren (...), ingleichen, daß Mütter ihre Kinder so sehr denen überlassen, die nur das Interesse, und nicht Mutterliebe, mit den Kindern beschäftigt, und sie warten lehrt, wodurch auch die sittliche Erziehung erschwert und viele Laster verbreitet werden. Die Anziehung des noch stammelnden Mädchen zur Häuslichkeit, und die des Knaben zur männlichen Thätigkeit, stärken den Körper, außer daß sie noch sehr vorzüglich auf die sittliche Erziehung wirken."³¹ Der Berliner Obermedizinalrat Johann Benjamin Erhard machte sehr deutlich, daß hinter seinem Interesse an der Bildung des weiblichen Geschlechts die Sorge um die Stabilität von Ehe und Familie stand. Er formulierte als polizeyliche Aufgabe, "... für die Bildung des Frauenzim-

29 Ebd., S. 471ff.

30 Hebenstreit, Lehrsätze, S. 133.

31 Rößig, Lehrbuch, S. 96/7.

mers durch gute Schulanstalten (zu) sorgen". Allerdings nicht zum Selbstzweck, sondern im Interesse der Förderung von Eheschließungen, "denn wenn die Frauenzimmer in ihrer Bildung soweit hinter dem Manne zurückbleiben, daß sie für den Gebildeten Mann keine erträgliche Gesellschaft abgeben, so wird sich dieser nicht so leicht zu einer Heirat entschließen."³²

Staatswissenschaftler und Mediziner übernahmen es, den staatlichen Erziehungsauftrag für das weibliche Geschlecht umzusetzen und im Interesse einer Neubewertung des Kindes und der Mutterschaft für die Ausbildung guter Mütter zu sorgen. Auf welchen Wegen die so vielbeschriebene "gute Mutter" zum prägenden Leitbild wurde, und wie die (bürgerlichen) Frauen auf die Konstruktion von Weiblichkeit, auf die Definition weiblicher Bildung und Erziehung reagiert haben, ist bisher wenig erforscht. Staatliche normative Setzungen wurden im ausgehenden 18. Jahrhundert nicht selbstverständlich Erziehungswirklichkeit, sondern spezifische Lebensrealitäten von Frauen standen ihnen gegenüber. Aussagen über Verhaltenserwartungen, Normen, Identitätszwänge und Verhaltensbeschränkungen müssen unterschieden werden von Aussagen darüber, was Frauen als Subjekte und Objekte der Realität wirklich waren - oder sein konnten.

Gerade was die Zeit der Aufklärung betrifft, gab es in den letzten Jahren eine Reihe von Veröffentlichungen, die dafür plädieren, an den bürgerlichen Theorien zur Geschlechterordnung mehr wahrzunehmen als ihren zweifelsfrei beträchtlichen Beitrag zur Fort- und Festschreibung weiblicher Zweitrangigkeit.³³ Damit läßt sich ihr Erfolg nur begrenzt erklären. Wenn eine Idee gedacht wird, heißt dies noch lange nicht, daß sie zur Auswirkung kommt. Und wenn Ideen wirkmächtig werden sollen, müssen sie auf eine Bereitschaft treffen, als Interpretationen von Wirklichkeit wie auch als Handlungsanleitungen gesehen zu werden. So kritisiert Pia Schmid, daß Weiblichkeitsentwürfe in der Frauenforschung zumeist unter der Perspektive der Durchsetzung im Sinne von "etwas wird durchgesetzt" thematisiert werden. Sie fordert, "die Dialektik von Präskription und Adaption zu sehen, von Durchsetzung im doppelten Wortsinne von etwas wird durchgesetzt

32 Johann Benjamin Erhard, *Theorie der Geseze die sich auf das körperliche Wohlseyen der Bürger beziehen*, Tübingen 1800, S. 89.

33 Einen Überblick gibt der Aufsatz von Beatrix Niemeyer, "...da ich für keiner Creatur in der Welt mehr Abscheu habe, als für einem gelehrten Frauenzimmer ..." (Herder an Caroline Flachsland, 1771). Zur Frauenforschung über die Geschichte der geschlechtsspezifischen Sozialisation. In: *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau* 24/ 1992, S. 7-22.

und etwas setzt sich durch. Nur so (...) werden für uns der Erfolg, die Prägekraft und die Folgen von Geschlechtertheorien und Weiblichkeitsbildern (...) faßbar und verstehbar."³⁴

Mit Pia Schmid gehe ich davon aus, daß das Leitbild der "guten Mutter" den Frauen des ausgehenden 18. Jahrhunderts eine Festschreibung bot, mit der sie sich arrangieren konnten. Zeitgenössische Briefe und Tagebücher von Frauen belegen diese Auffassung. Die medizinische Polizey hat im Zuge des Zurücktretens der ökonomischen Komponente des häuslichen Lebens dazu beigetragen, die Mutterrolle kulturell auszubauen und Mutterschaft als einen zentralen Inhalt und höchstes Glück im Leben der Frau propagiert. Die weibliche Bestimmung ist in den polizeylichen Schriften bei aller Festschreibung auf Mutterschaft keineswegs im Windschatten der Gesellschaft angeordnet. Nicht bloß das häusliche Glück, sondern auch das öffentliche Wohl des Staates wurde in die Hände der Frauen gelegt und die Frau als Mutter zum staatstragenden Moment erhoben. Die Frau erhielt Verantwortung, als Erzieherin nahm sie tätigen Anteil am Aufklärungsoptimismus und konnte eine "Verbesserung des Menschen" aktiv befördern. Und sie konnte sich der ihr überantworteten Aufgabe der Mutterschaft sehr wohl auch im eigenen Interesse bedienen, z.B. indem sie Mütterlichkeit als Zuflucht wählte oder als Mittel einsetzte, um ihren Einfluß in der Gesellschaft zu vergrößern. So stand der Beschränkung auf die "weibliche Natur" die Autorität und die Macht über die Seelen der Kinder gegenüber, die der Frau durch ihre neue Rolle zuwachsen. Allerdings fand diese Macht unter anderem im Mangel an formaler Gleichheit eine deutliche Grenze. Die Mutter herrschte in der Familie, und die Mutter war Teil des Volksganzen - gerade indem sie nichts war als Mutter.

Die "Anpassung" und "Einpassung" der Frau in die entstehende bürgerliche Gesellschaft ist meiner Meinung nach das zentrale Merkmal des polizeylichen und des gesamten aufklärerischen Mütterlichkeitsdiskurses überhaupt. Wenn es um die Frauen als Staatsbürgerinnen, als Mütter ging, spielten die Vernunftprämissen der Neuzeit nur insofern eine Rolle, daß den Frauen eine "vernünftige Erziehung" vermittelt werden mußte. Die soziale und politische Unterordnung, die der Frau in der neu entstehenden bürgerlichen Gesellschaft weiterhin abverlangt wurde und die doch den bürgerlichen

34 Pia Schmid, Rousseau revisited. Geschlecht als Kategorie in der Geschichte der Erziehung, in: Zeitschrift für Pädagogik 6/1992, S. 839-854, hier S. 851/852.

Prinzipien von Freiheit und Gleichheit widersprach, wurde legitimiert durch die weibliche, "andere Natur" und die Festschreibung der Frau auf die Mutterrolle. Indem die Frauen staatlicherseits zu "guten Müttern" erzogen und gebildet wurden, indem sie Zahl und Zustand des Volkskörpers garantierten, wurde der Beitrag der Frauen bei der Hervorbringung der modernen bürgerlichen Gesellschaft über die Verpflichtung zur Mutterschaft normativ geregelt und eingefordert. Die "Natur" der Frau entschied darüber, daß ihre allgemein-menschliche "Bestimmung" hinter ihre geschlechtsspezifische zurückzutreten hatte. Die angebliche weibliche Unfähigkeit zu menschlicher Emanzipation avancierte zur allgemeinen anthropologischen Wahrheit, und in der Folge zum Grundsatz in Erziehung und Bildung und zur anthropologischen Voraussetzung über menschliche Bildsamkeit.

Dr. Ulrike Klens

Mathematikerin im Zeitalter der Aufklärung - ein realexistierender Widerspruch?

Anfang des 20. Jahrhunderts behauptete Paul J. Möbius in seinem Buch ÜBER DIE ANLAGE ZUR MATHEMATIK: *"Gewöhnlich sind die Weiber nicht nur unfähig, mathematische Beziehungen aufzufassen, sondern sie empfinden auch eine Art von Abscheu gegen alles Zahlenmäßige. (...) In gewissem Sinne kann man sagen, das Mathematische ist der Gegensatz des Weiblichen."*¹ Und der berühmte Physiker Planck meinte: *"Amazonen sind auch auf geistigen Gebiet naturwidrig."*²

Im Unterschied zu dieser Sichtweise war die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts von einer geistigen Atmosphäre geprägt, die sich gegenüber der aktiven Wissenschaftlerin als relativ aufgeschlossen erwies. Mit der Formel *Der Geist Hat Kein Geschlecht*³ konstatierte Poulain de la Barre die völlige Unabhängigkeit des Denkens von den physischen Bedingungen der Sexualität und verkündete damit die intellektuelle Gleichheit von Mann und Frau. Trotz dieser höheren Toleranz gegenüber der gelehrten Frau, gegen die zur selben Zeit Einspruch erhoben wurde⁴, wurden aber die einer Forscherin im Wege stehenden sozialen und individuellen Barrieren nicht abgebaut. Frauen mit wissenschaftlichen Ambitionen waren also auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegenüber Männern erheblich benachteiligt.

Dennoch stellte sich etwa ab Mitte des 18. Jahrhunderts eine noch ungünstigere Situation für die an der Forschung interessierte Frau ein, denn das wissenschaftliche Talent der Frau wurde nun grundsätzlich in Zweifel gezogen. Typisch für diese polarisierende Einstellung ist folgende Äußerung Kants: *"Der schöne Verstand wählt zu seinen Gegenständen alles, was*

1 Leipzig 1907², 84

2 In: Kirchhoff, Arthur: Die akademische Frau, Berlin 1897, 256

3 De l'égalité des deux sexes, Paris 1673 (Nachdruck 1984), 59

4 Vgl. z.B. Molière, Jean-Baptiste Poquelin: Les femmes savantes, Paris 1980, z.B. 20f(215-236), 52f(558-608), 75ff(844-926)

*mit dem feineren Gefühl nahe verwandt ist, und überläßt abstracte Spekulationen oder Kenntnisse, die nützlich, aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande. Das Frauenzimmer wird demnach keine Geometrie lernen; (...) Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünffteln, sondern Empfinden.*⁵ Parallel zu diesen Umdeutungen auf der symbolischen Ebene verliefen sozialpolitische Entwicklungen, die das Wirken der Frau auf den privaten Bereich zu beschränken suchten. Selbst eine Frau, die alle gesellschaftlichen und persönlichen Hindernisse überwand und trotz unvorstellbarer Schwierigkeiten eine wissenschaftliche Karriere anstrebte, wurde in dem von ihr erkämpften Freiraum kaum noch geduldet.

Am Beispiel dreier Mathematikerinnen des 18. Jahrhunderts, die unter schwierigsten Rahmenbedingungen (Ausbildung, Stellung im Wissenschaftsbetrieb, private wie berufliche Situation) arbeiten mußten, werde ich aufzeigen, wie sich die Vorurteile gegenüber Wissenschaftlerinnen individuell auswirken und welche Konsequenzen sich für ihre Werke daraus ergeben.

Der Italienerin Agnesi (1718-1799) ist das erste vollständige Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung zu verdanken, Du Châtelet (1706-1749) übersetzte Newtons Hauptwerk ins Französische und verfaßte ein modernes Physikbuch, Germain (1776-1831) gewann mit ihren Ergebnissen zur Theorie elastischer Flächen den Preis der französischen Akademie der Wissenschaften.⁶

Agnesi wurde 1718 als ältestes von insgesamt 21 Kindern einer wohlhabenden Familie in Milano geboren. Sie besaß ein außergewöhnliches Sprachtalent. Dieses war nur durch Zufall aufgefallen, als sie in den Latein-Stunden ihres um ein Jahr jüngeren Bruders erstaunliche Latein-Kenntnisse erwarb, obwohl sie gar nicht aktiv am Unterricht teilnahm, sondern nur anwesend war. Erst nach diesem Vorfall kam Agnesis Vater auf die Idee, auch für sie Privatlehrer zu engagieren. So lernte sie neben dem Italienischen Französisch, Deutsch, Latein, Griechisch und Hebräisch.

5 AA, Bd.2, Werke II, 230

6 Zur detaillierten biographischen Information sowie wissenschaftshistorischen Untersuchung ihrer mathematischen und philosophischen Werke (mit ausführl. Bibliogr.), vgl. Ulrike Klens: *Mathematikerinnen im 18. Jahrhundert: M.G.Agnesi, G.-E. du Châtelet, S.Germain - Fallstudien zur Wechselwirkung von Wissenschaft und Philosophie im Zeitalter der Aufklärung*, 1994; vgl. dies.: Artikel über Agnesi, Châtelet, Germain, in: *Philosophinnen-Lexikon*, Meyer, U.I./Bennent-Vahle, H.(Hg.), 1994, 8-11, 90-93, 142-145

Eine erste Kostprobe ihres Wissens gab sie schon im Alter von neun Jahren, als sie im Salon Agnesi zum erstenmal öffentlich auftrat. Ihre Vorführung als 'Wunderkind' war von ihrem ambitionierten Vater geschickt und aufsehenerregend inszeniert worden. Die intellektuelle Förderung Agnesis diente anscheinend ebenso wie die musikalische Ausbildung ihrer talentierten Schwester in erster Linie dazu, das Prestige ihres Vaters zu mehren, der zahlreiche weitere Veranstaltungen arrangierte, um seine hochbegabten Töchter zur Schau zu stellen. Dazu wurden hochrangige Persönlichkeiten des öffentlichen und kulturellen Lebens aus Milano und Umgebung sowie sich in der Stadt aufhaltende ausländische Wissenschaftler geladen. Agnesi scheinen diese Abendgesellschaften mißfallen zu haben, insofern nicht die Diskussion, sondern das Spektakel im Vordergrund stand.

Nichtsdestotrotz konnte Agnesi auf diese Art und Weise ihre intellektuelle Bildung vervollständigen und sich auch fundierte Kenntnisse in Mathematik, Naturphilosophie und Metaphysik aneignen. Aus den Diskussionen mit Gelehrten im Salon Agnesi ging auch ihre mit zwanzig Jahren publizierte Schrift *PROPOSITIONES PHILOSOPHICAE* hervor.

Auf den Einfluß ihres berühmtesten Lehrers Rampinelli, eines Wegbereiters der Analysis in Italien, ist es wahrscheinlich zurückzuführen, daß sie beschloß, ein komplettes Lehrbuch der 'Analysis des Endlichen und Unendlichen' auszuarbeiten. 1748 legte sie die ihrem Vorbild, der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, gewidmeten *ISTITUZIONI ANALITICHE* vor. Während deren Entstehung stand sie in Kontakt mit den hervorragendsten Mathematikern ihrer Zeit in Italien.

Ihre Arbeit wurde mit Beifall und Begeisterung aufgenommen. Im Gutachten der mit der Prüfung der Arbeit beauftragten *ACADÉMIE DES SCIENCES* heißt es: "*Wir betrachten sie als die vollständigste und die am besten ausgearbeitete Abhandlung, die wir auf diesem Gebiet haben*".^{7, 8} Agnesi wäre sicher in die *ACADÉMIE* berufen worden, wenn es die Statuten zugelassen hätten, eine Frau aufzunehmen. Die Akademie Bolognas verweigerte ihr diese Anerkennung nicht und machte sie 1748 zum Mitglied. Vom

7 Extrait des Registres de l'Académie Royale des Sciences v. 6.12.1749, Biblioteca Ambrosiana, Milano O 201 (Manuskript)

8 1760 wurde eine englische Übersetzung beider Teile der *Instituzioni Analitiche* erstellt. Die Herausgabe verzögerte sich allerdings bis 1801. 1775 wurde der zweite Band ins Französische übersetzt.

Papst wurde sie 1750 zur Professorin der Universität Bolognas ernannt, wo sie den Lehrstuhl für reine Mathematik besetzen sollte.

Doch sie brach ihre mathematische Karriere ab und widmete sich über 50 Jahre ihres Lebens sozial-karitativen Tätigkeiten. Diese Entscheidung traf sie vermutlich nicht nur aus religiösen Gründen, sondern auch wegen ihres Status als Wissenschaftlerin in einer Gesellschaft, in der sie sich stets als Ausnahmeerscheinung zu exponieren und zu rechtfertigen hatte.

Nach dem Tod ihres Vaters 1752 verließ sie ihre Familie, um Alte und Kranke in ihrem Haus unterbringen und pflegen zu können. Später übersiedelte sie in ein Krankenhaus, um ihren Betreuungsaufgaben an Ort und Stelle nachgehen zu können. Dort starb sie 1799.

Die wichtigsten mathematischen Erkenntnisse des 17. Jahrhunderts waren zweifellos zum einen die Erfindung der analytischen Geometrie, in der Kurven durch Gleichungen ausgedrückt werden, zum anderen die Entdeckung des Infinitesimalkalküls. Die mathematische Forschung des 18. Jahrhunderts konzentrierte sich auf den Ausbau dieser 'Analysis des Endlichen und Unendlichen' sowie auf ihre Anwendung in der Mechanik.

Zwischen der Bedeutung der Analysis für den Fortschritt der exakten Wissenschaften und der Möglichkeit, diese Disziplin zu studieren, bestand aber eine gewaltige Diskrepanz. Mit ihrem Analysis-Lehrbuch intendierte Agnesi, sie zu beseitigen.

Die älteren Geometrie-Bücher beschränkten sich auf die Cartesische Auffassung von analytischer Geometrie. Agnesi präsentierte darüber hinaus auch die auf den Mathematiker Fermat zurückgehende Sichtweise. Damit trug sie zur Verbreitung dieser moderneren Auffassung bei. Am Beispiel der nach ihr benannten *VERSIERA*⁹ werde ich demonstrieren, wie sie beide Konzepte miteinander verband.

Indem Agnesi viele wichtige Kurven zum erstenmal mit Hilfe des Analysiskalküls untersuchte und graphisch darstellte, förderte sie die Systematisierung der analytischen Geometrie.

⁹ Durch einen Übersetzungsfehler wurde die *Versiera* der Agnesi bezeichnenderweise als *Hexe* der Agnesi bekannt. (vgl. Boyer, Carl B.: History of Analytic Geometry, New York 1956, 179)

Vor den *ISTITUZIONI ANALITICHE* erscheinende Lehrbücher des Infinitesimalkalküls wurden einem Anspruch auf Vollständigkeit nicht gerecht. Mitte des 18. Jahrhunderts waren sie zudem schon völlig veraltet. Die Integralrechnung wurde in ihnen überhaupt nicht oder nur im Ansatz behandelt.

Dagegen brachte es Agnesi in den *ISTITUZIONI ANALITICHE* fertig, die einzelnen Ergebnisse der Analysis nicht nur zusammenzutragen, sondern sie in einer methodischen Ordnung zu präsentieren. Vor allem gelang es ihr im Gegensatz zu ihren Vorgängern, die Grundlagen der Analysis zu sichern, indem sie die unendlichkleinen Größen auf eine geometrische Theorie der Irrationalzahlen zurückführte. Ihre unendlichkleinen Strecken sind den unendlichkleinen Größen der 1966 entwickelten Non-Standard-Analysis vergleichbar, da sie ungleich Null, aber kleiner als jede positive rationale Zahl sind.

Agnesis Behandlung der Integralrechnung und der Differentialgleichungen zeichnet sich durch Erfindungsreichtum und Originalität im Detail aus. Durch geschickte Kunstgriffe des Infinitesimalkalküls konnte sie zu einer Zeit, als die Entwicklung allgemeiner Verfahren zur Lösung von Integralaufgaben noch nicht begonnen hat, erstmalig bestimmte komplizierte Integrale ausrechnen und zahlreiche spezielle Differentialgleichungen lösen.¹⁰

Im 18. Jahrhundert wurde immer wieder die nachdrückliche Forderung nach wissenschaftlichen Grundlagentexten erhoben, weil sie einerseits für den Fortschritt einer Disziplin unentbehrlich und oft noch bedeutender als Neuentdeckungen sind, andererseits dem pädagogischen Verständnis der Aufklärung, welches sich auf die Formel 'Aufklärung durch wissenschaftliche Bildung' bringen läßt, entsprachen. Dennoch konstatiert D'Alembert¹¹ bei den Wissenschaftlern mangelnde Bereitschaft, Lehrbücher zu konzipieren, weil sie mehr darauf aus sind, ihr Ansehen durch Neuentdeckungen zu mehren, als der Wissenschaft wirklich zu nützen.

10 In der *Encyclopédie* werden die *Istituzioni Analitiche* daher als umfassende Einführung in den Integralkalkül empfohlen. (vgl. Artikel *Intégral* (1765)) Und in einer Rezension von 1804 heißt es über diesen Teil von Agnesis Werk: "The methods laid down for performing such integrations are superior, we believe, to any other known at the time when this book was written, and to any that have been yet given by an English author." (Artikel XIII: *Analytical Institutions*, 406, in: *The Edingburgh Review, or Critical Journal*, Bd.III (Oct. 1803-Jan. 1804), 401-410)

11 vgl. *Encyclopédie*, Artikel *Elémens des Sciences* (1755)

Dagegen setzte Agnesi mit ihren *ISTITUZIONI ANALITICHE* aufklärerische Postulate um, indem sie allen Interessierten die modernsten mathematischen Erkenntnisse zugänglich machte. So ermöglichte sie einer breiteren Öffentlichkeit die Kontrolle der Wissenschaftsentwicklung. Sie trug entscheidend zum mathematischen Fortschritt bei, indem sie zukünftigen Forschern den Zugang zur Wissenschaft erleichterte.¹²

Châtelet wurde 1706 in eine aristokratische Familie hinein geboren. Ihre intellektuelle Ausbildung war trotz der Aufgeschlossenheit ihres Elternhauses zufälliger und sporadischer Natur. Nicht nur durch ihre standesgemäße Heirat 1725 und die Geburt ihrer drei Kinder, sondern vor allem durch vielfältige gesellschaftliche Zerstreungen abgelenkt, nahm sie ernsthafte Studien (in Mathematik, Physik, Philosophie, Englisch und Italienisch) erst wieder auf, als sie 1733 ihren zukünftigen Freund Voltaire kennenlernte. Mit ihm zusammen lebte sie von 1734 bis 1748 auf Schloß Cirey in der Champagne.

Ihre wissenschaftliche Tätigkeit war durch weitgehende Isolation gekennzeichnet: Sie hatte wenig direkten Kontakt zu anderen Gelehrten, was sie zutiefst bedauerte. Die kurzen Besuche namhafter Wissenschaftler in Cirey waren selten, ihre eigenen Reisemöglichkeiten als Frau sehr beschränkt. Über ihre Korrespondenz stand sie jedoch in Verbindung mit den berühmtesten Forschern ihrer Zeit. Dennoch hatte sie immer Schwierigkeiten, geeignete Lehrer zu finden.

Eine Ausnahme bildete in gewisser Hinsicht Voltaire. Zwischen beiden entwickelte sich in der intellektuellen Atmosphäre von Cirey eine enge Zusammenarbeit in vielen Bereichen, die sich in den in dieser Zeit verfaßten Schriften beider zu denselben Themen widerspiegelt. Da ihr aber auf den Gebieten der Metaphysik und der Naturwissenschaft eindeutig die Führungsrolle zugesprochen werden muß, war Voltaire kein Ersatz für wissenschaftliche Partner, mit denen sie gleichberechtigt über philosophische und mathematische Probleme hätte debattieren können. Erst als sie in ihren letzten Lebensjahren an ihrer Übersetzung von Newtons *PRINCIPIA* ins Französische arbeitete, stand ihr als ständiger wissenschaftlicher Berater Clairaut zur Seite.

12 So gehört z.B. Lagrange, der Agnesis Analysis-Kompendium zu den vortrefflichen Büchern zählt, die er von Anfang bis Ende studiert habe, zu den hervorragenden mathematischen Talenten, die durch ihr Werk entscheidend gefördert worden sind.

Die Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Arbeit blieb ihr im allgemeinen versagt. Die einzige offizielle Wertschätzung ihrer Verdienste war ihre Aufnahme in die Accademia delle Scienze di Bologna 1746. Eine adäquate professionelle Stellung konnte sie nicht erreichen.

Nachdem Voltaire und Châtelet sich auseinandergeliebt hatten, begann Châtelet 1748 eine Liebesbeziehung zu dem Armeemoffizier Saint-Lambert. Als sie 1749 erneut schwanger wurde, befürchtete sie, die Geburt ihres Kindes nicht zu überleben, und tatsächlich starb sie 1749 am Kindbettfieber.

Châtelet spielte sowohl bei der Durchsetzung der Newtonschen als auch der Leibnizschen Physik in Europa eine bedeutende Rolle.

Germain wurde 1776 in Paris als mittlere von drei Töchtern geboren. Ihre Familie gehörte dem liberalen gebildeten Bürgertum an. Ihr Vater war vorübergehend Abgeordneter der Nationalversammlung von 1789. Er starb 1821 im Alter von 95 Jahren. Germain, die ihn um 10 Jahre überlebte, blieb stets von ihrem Vater finanziell abhängig, weil sie weder heiratete noch eine gesellschaftliche Position erlangte, die ihr ein eigenes Einkommen gesichert hätte.

Außer für Mathematik interessierte sie sich besonders für philosophische und gesellschaftspolitische Fragen sowie für Literatur und Musik, wovon ihre Schrift *CONSIDÉRATIONS GÉNÉRALES SUR L'ÉTAT DES SCIENCES ET DES LETTRES* zeugt. In intellektuellen Kreisen wurde sie wegen ihrer geistigen Brillanz und ihres Humors geschätzt.

Sie war Autodidaktin. Mit Hilfe von Büchern, die sie als dreizehnjährige in der Bibliothek ihres Vaters entdeckte, erwarb sie Grundkenntnisse der Analysis. Sie brachte sich selbst Latein bei, um die Werke von Newton und Euler, einem der größten Mathematiker aller Zeiten, lesen zu können.

Als ihr mathematisches Interesse und Talent offenkundig wurde, engagierte ihre Familie nicht etwa Privatlehrer zur Förderung ihrer Begabung, sondern versuchte mit allen Mitteln, ihre 'unnatürliche' Neigung zu bekämpfen.¹³

13 LIBRI, ein späterer Freund Germain's berichtet, daß sie in der Nacht aufblieb, um, eingewickelt in Decken und im Schein einer Straßenlaterne, da ihre Eltern ihre Kleider und alle Kerzen entfernt hatten, mathematische Probleme zu lösen, obwohl es in dem Raum oft so kalt war, daß die Tinte gefror, weil auch das Feuer gelöscht worden war, um sie zur Bettruhe zu zwingen. (vgl. Libri, Guillaume: Notice sur Mlle. Sophie Germain, in: Journal des débats (18.5.1832))

Als Frau war Germain der Zugang zur 1795 gegründeten ECOLE POLYTECHNIQUE verwehrt. Anhand mühsam herbeigeschaffter Mitschriften konnte sie daher nur indirekt La Granges Vorlesungen über Analysis verfolgen, zu denen sie Kurzreferate ausarbeitete, die sie La Grange unter dem Decknamen eines männlichen Studenten zukommen ließ.

Als La Grange den Autor der bemerkenswerten mathematischen Beiträge persönlich kennenzulernen wünschte, kam ihre wahre Identität ans Licht, was in der Öffentlichkeit als Sensation aufgenommen wurde. Verdienstvolle Wissenschaftler boten ihr daraufhin zwar ihre Unterstützung an, doch wurde sie trotzdem nicht ihren Fähigkeiten entsprechend gefördert.

Da ihre Isolation auch nach dem Aufruhr um ihre Person bestehen blieb, war es sicher kein Zufall, daß sie sich in ihren ersten intensiven Studien einem Gebiet zuwendete, welches zu diesem Zeitpunkt nicht im Zentrum des Interesses der wissenschaftlichen Gemeinschaft stand, der Zahlentheorie. Nach Legendres THÉORIE DES NOMBRES (1798) studierte sie Gauss' DISQUISITIONES ARITHMETICAE (1801). Sie war die erste, die die grundlegende Bedeutung von Gauss' epochemachender Arbeit erkannte.

Unter männlichem Pseudonym, aus Angst sich als FEMME SAVANT lächerlich zu machen, begann sie 1804 einen bis 1808 dauernden wissenschaftlichen Briefwechsel mit dem deutschen Mathematiker Gauss. Als sie sich 1807 wegen der Napoleonischen Kriege bei einem befreundeten General für ihn einsetzte, wurde ihre wahre Identität aber enthüllt.¹⁴

Gauss wurde durch die Korrespondenz mit Germain in seiner arithmetischen Forschung bestärkt und zu neuen Studien angeregt. Er rühmte ihr mathematische Genialität und war der Ansicht, sie überträfe alle anderen Mathematiker im Verständnis seines Werkes.

Für Germain war der Briefwechsel mit Gauss die einzige Gelegenheit, sich mit einem kompetenten Partner auszutauschen, obwohl Gauss ihren Wunsch nach Kritik ihrer zahlentheoretischen Arbeiten nur sehr oberflächlich erfüllte. Auf deren Begutachtung ließ er sich höchstens ein, wenn sie mit seiner eigenen Forschung in unmittelbarem Zusammenhang standen.

14 Zunächst brach GAUSS den Korrespondenz zwar nicht ab, doch 1808 erklärte er ihn wegen beruflicher Veränderungen für beendet. 1810 erinnerte er sich dann wieder an sie, als es darum ging, in seinem Namen eine Pendeluhr als Geschenk für seine Frau auszusuchen.

Das einzige bleibende Resultat ihrer zahlentheoretischen Studien ist ihre Teillösung der bis heute nicht in voller Allgemeinheit bewiesenen berühmten Fermatschen Vermutung. Es wurde nicht von ihr selbst, sondern von dem französischen Mathematiker Legendre veröffentlicht. Mit dem von ihr aufgestellten, heute als Sophie-Germain-Theorem bezeichneten, Satz gelang ihr der Nachweis für zahlreiche Spezialfälle zu einer Zeit, als Beweise nur für die Fälle $n=3$ und $n=4$ vorlagen.

In der mathematischen Theorie der elastischen Flächen fand Germain ein neues Arbeitsgebiet. Auslöser waren die 1808 in Paris von Chladni, einem deutschen Physiker, vorgeführten Experimente mit elastischen Platten, die sie faszinierten. Als 1809 von der ACADÉMIE für die mathematische Erklärung dieser Phänomene ein außerordentlicher Preis ausgesetzt wurde, machte sie sich an die Arbeit, obwohl sie anfangs nicht vorhatte, sich ernsthaft am Wettbewerb zu beteiligen.

Um Chladnis Klangfiguren zu erzeugen, werden Platten unterschiedlicher Form mit Sand bestreut, mit zwei Fingern auf gegenüberliegenden Seiten der Platte festgehalten und mit Hilfe eines senkrecht zum Rand gestrichenen Geigenbogens in Schwingung versetzt. Auf einer solchen Platte gibt es Linien, deren Punkte nicht in Bewegung sind und auf denen sich daher Sand ansammelt. Die so entstehenden Muster sind von erstaunlicher Vielfalt und Symmetrie.

Das Ergebnis ihrer Studien waren ihre Abhandlungen zur Plattentheorie von 1811, 1813 und 1815. Für die dritte Schrift wurde ihr der Preis zuerkannt. Die ACADÉMIE verlängerte den Preiswettbewerb zweimal, jedesmal nahm Germain als einzige teil.

Ihre erste Schrift reichte sie vor allem ein, weil sie ihre Hypothese zur Diskussion stellen wollte, von der sie aufgrund ihrer Einfachheit und ihrer Analogie zum linearen Fall überzeugt war. Euler war davon ausgegangen, daß in einem Punkt des Stabes die elastische Kraft, die den äußeren Kräften entgegenwirkt, proportional zur Krümmung des Stabes in diesem Punkt sei. Die Schwierigkeit beim Übergang zur Platte bestand darin, ein geeignetes Maß für die Krümmung der Fläche in einem Punkt anzugeben. Germain kam auf die originelle Idee, die Krümmung einer Fläche in einem Punkt durch die Summe der Hauptkrümmungen in diesem Punkt zu definieren.

La Grange konnte 1811 aus ihrer Hypothese die richtige Differentialgleichung ableiten, was ihr selbst bei besserer Kenntnis der Variationsrechnung sicher ebenfalls gelungen wäre.

In ihrer zweiten Abhandlung von 1813 konnte sie den experimentellen Nachweis für diese aus ihrer Hypothese deduzierte Differentialgleichung bringen, wofür sie von der ACADÉMIE eine lobende Anerkennung erhielt.

Ihr ist es zu verdanken, daß die wissenschaftliche Auseinandersetzung auf einem Forschungsgebiet von größter Bedeutung in Gang kam. Als sich jedoch führende Wissenschaftler für ihre Ergebnisse zu interessieren begannen, die die zur Lösung des Problems erforderlichen Techniken und Verfahren exzellent beherrschten, konnte Germain nicht mehr am professionellen Ausbau der Elastizitätstheorie mitwirken.

Da sie nicht in den institutionellen Wissenschaftsbetrieb integriert und vom informellen Austausch abgeschnitten war, hatte sie allzuwenig Gelegenheit, sich mit Fachkollegen zu beraten. Zum Teil konnte sie sich nicht einmal die neuesten Publikationen zur Plattentheorie beschaffen, um sich über den aktuellen Forschungsstand zu informieren. Auch ihr Versuch, 1821 durch eine private Veröffentlichung ihrer von der ACADÉMIE entgegen üblichen Gepflogenheiten nicht publizierten Preisschrift noch auf die weitere Entwicklung der Elastizitätstheorie Einfluß zu nehmen, scheiterte.

2. Individuelle Auswirkungen des Vorurteils

Alle drei Forscherinnen sahen sich veranlaßt, sich mit ihrer Außenseiterrolle persönlich auseinanderzusetzen. Aus dieser Selbstreflexion resultierte Widerstand gegen die Mißachtung als FEMME SAVANTE. Es wurden aber auch harmonisierende Strategien entwickelt, um von vorneherein den Konflikt zu entschärfen. Dennoch gelang es keiner der Mathematikerinnen, sich durch die Behauptung, Frauen seien Männern intellektuell unterlegen, nicht in ihrem Selbstvertrauen erschüttern zu lassen.

2.1 Widerstand

Im vergleichsweise frauenfreundlichen Italien beschäftigte sich AGNESI schon im Alter von neun Jahren mit der Frage des akademischen Frauen-

studiums in einer 1727 in lateinischer Sprache gehaltenen Rede¹⁵, in der sie entschieden für die gelehrte Frau Partei ergreift.

In ihrer naturphilosophischen Schrift verleiht sie ihrer Überzeugung Ausdruck, daß der weibliche Geist von Natur aus für jede wissenschaftliche Disziplin genauso geeignet sei wie der männliche.¹⁶ Dafür spricht ihrer Ansicht nach die Tatsache, daß es nachweislich zahlreiche exzellente Denkerinnen zu jeder Zeit auf jedem Gebiet gegeben hat, die sich um den Wissensfortschritt verdient gemacht haben. Deswegen sei es nicht nur ungefährlich für die kulturelle Entwicklung, Frauen den Zugang zum akademischen Studium zu eröffnen, sondern ausgesprochen vorteilhaft.¹⁷

Wie ermutigend das Vorbild einer geschätzten Politikerin für AGNESI bei der Anfertigung ihres umfassenden Analysis-Lehrbuchs gewesen ist, betont sie in ihrer Widmung dieses Werkes an MARIA THERESIA. Dadurch daß es einem weiblichen Staatsoberhaupt gelungen sei, wohlwollende Anerkennung zu finden, werde auch der Weg für eine Wissenschaftlerin geebnet, die die außerordentliche Kühnheit besitze, in die 'Sphäre der Unendlichkeit' einzudringen.¹⁸

Die Kommentare, denen Du Châtelet in Frankreich ausgesetzt war, enthielten nicht nur - m.E. diskriminierendes - Erstaunen darüber, daß eine Frau wissenschaftlich tätig sein kann, sondern sogar persönliche Attacken und offene Anfeindungen oder ironische Spitzen, womit sie der Lächerlichkeit preisgegeben wurde.

Wie bereits Agnesi wehrte sich auch Du Châtelet gegen die Annahme einer naturgegebenen verstandesmäßigen Inferiorität des weiblichen Geschlechts. Schon 1735, im Vorwort zu ihrer ersten wissenschaftlichen Arbeit, weist sie auf die Last, aber auch auf die Widersprüchlichkeit des Vorurteils hin, welches Frauen aus den Wissenschaften ausgrenze.¹⁹ Taktisch geschickt

15 Oratio qua ostenditur: Artium liberalium studia a Foemineo sexu neutiquam abhorrere, Mediolani 1727¹; in: Discorsi Accademici di varj autori viventi intorno agli Studj delle Donne, Padova 1729², 91-105

16 Vgl. *Propositiones philosophicae*, Mediolani 1738, III, 2

17 Vgl. ebd. III, 2f

18 Vgl. *Instituzioni Analitiche*, Milano 1748, Bd.1, Widmung an Maria Theresia

19 Vgl. Mme du Châtelet's translation of the "Fable of the bees", in: *Unpublished Papers of Madame du Châtelet*, 135, in: Wade Ira O.: *Studies on Voltaire*, Princeton 1947, 131-187

argumentierend, mißbilligt sie nicht unmittelbar die Suche nach natürlichen Ursachen, um die bedeutungslose Rolle der Frau bei der Entwicklung von Kunst und Wissenschaft zu erklären. Doch sie nimmt für sich das Recht in Anspruch, dafür ausschließlich die weibliche Erziehung verantwortlich zu machen, solange kein physischer Grund gefunden worden sei. Ihrer Ansicht nach kann die Frage des weiblichen Denkvermögens nur im 'Experiment', welches den Frauen eine Ausbildung ermöglicht, die in jeder Hinsicht der der Männer entspricht, entschieden werden. Um die Akzeptanz ihres Anliegens zu erhöhen, vergißt sie nicht, auf die Vorteile einer derartigen Bildungsreform für die gesamte Menschheit hinzuweisen.

Aus eigener Erfahrung kam sie zu der Überzeugung, bei vielen Frauen verhindere neben der mangelhaften Ausbildung das Vorurteil fehlender geistiger Begabung, daß sie ihre Talente entfalten.²⁰

Trotz aller zu überwindenden Hindernisse hält sie in ihrer Abhandlung über das Glück das wissenschaftliche Studium dennoch für die einzige Chance einer Frau, sich allgemeine Verdienste zu erwerben, da ihr andere Möglichkeiten öffentlichen Wirkens erst recht verschlossen seien. Außerdem bleibe einer ehrgeizigen Frau nur die Gelehrsamkeit, um sich über alle Ausgrenzungen und Abhängigkeiten, zu denen sie wegen ihres Geschlechts verdammt sei, hinwegzutrusten.²¹

Auch Germain wurde konkret damit konfrontiert, daß man(n) ihr als Frau nur eine minderwertige mathematische Begabung zutraute. So unterstellte ihr La Lande, sie habe Laplaces Werk EXPOSITION DE SYSTEME DU MONDE (1796) über die Entstehung des Sonnensystems, welches sie gelesen hatte, nicht verstanden, weil sie dafür seine Schrift²² als Einführung nicht benötigt habe. Diese Bemerkung²³ konnte Germain nur als Beleidigung auffassen, denn ihre mathematischen Fähigkeiten lagen weit über dem Anspruchsniveau von La Landes ASTRONOMIE DES DAMES. Aus ihrer Reaktion, trotz La Landes Entschuldigung jeglichen Kontakt mit ihm abubrechen²⁴,

20 Vgl. ebd., 135f

21 Vgl. Discours sur le bonheur, Paris 1961, 21

22 Lalande, Joseph J. de: Astronomie des dames, Paris 1785

23 Vgl. Brief Lalandes an Germain v. 4.11.1797, in: Henry, Charles: Les manuscrits de Sophie Germain - documents nouveaux, 635, in: Revue Philosophique 8 (1879), 619-641

24 Vgl. Brief d'Ansse de Villoisons an Germain v. [1802], in: Oeuvres philosophiques de Sophie Germain, Hippolyte Stupuy (Hg.), Paris 1879, 1896², 293

wird deutlich, was sie von der Annahme naturgegebener weiblicher Inkompetenz auf mathematischem Gebiet hielt.

Von Germain ist keine schriftliche Auseinandersetzung mit der Behauptung der fehlenden intellektuellen Kapazität von Frauen überliefert. Vielleicht liegt es an der noch massiveren Zurückweisung der FEMME SAVANTE gegen Ende des 18. Jahrhunderts, daß sie ihre Überzeugung von der geistigen Ebenbürtigkeit der Geschlechter, die sich in ihren Handlungen manifestierte, nicht freimütig vorzubringen wagte.

Ihre Entscheidung für Mathematik verlangte ihr erhebliche Anstrengung, äußerste Willensstärke und beträchtliches Durchsetzungsvermögen ab. Germain war aber der Ansicht, daß nur die bekämpfte Berufswahl die richtige, weil einzig bewährte sei.²⁵

2.2 Erschütterung ihres Selbstvertrauens

Obwohl Agnesi, Du Chatelet und Germain ihr mathematisches Talent ausgesprochen zielstrebig gegen erhebliche Widerstände zur Entfaltung zu bringen suchten, gelang es ihnen nicht, der lähmenden Wirkung des bestehenden Vorurteils ganz und gar zu entkommen. Die dominierende Auffassung, Frauen seien von Natur aus weniger begabt für Mathematik als Männer, hinterließ auch bei ihnen ihre Spuren. Daß sie angesichts zahlreicher Schwierigkeiten an ihren eigenen intellektuellen Fähigkeiten zweifelten, statt die symbolische oder strukturelle Diskriminierung für ihre komplizierte Lage verantwortlich zu machen, deutet darauf hin, daß sie die gängigen Weiblichkeitsvorstellungen partiell selbst internalisiert hatten. Sie neigten dazu, wenn sie in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit nicht - wie gewünscht - vorankamen, dieses prompt als Zeichen für fehlendes Talent zu werten. Auch sie konnten dem permanenten Druck des gesellschaftlichen Vorurteils, das in ihrem Scheitern nur seine Erwartung bestätigt sehen würde, auf Dauer nicht standhalten. So beklagte sich Du Chatelet, daß Gott ihr jede Art von Genie verweigert habe.²⁶ Germain spricht im Vorwort

25 Vgl. *Pensées diverses*, in: ebd., Nr.16, 243

26 Vgl. Brief du Châtelets an Cideville v. 15.3.1739, in: *Les lettres de la marquise du Châtelet*, Thomas Bestermann (Hg.), Genève 1958, Bd.1, 346

ihrer ersten Veröffentlichung vom 'Gefühl ihrer eigenen Unfähigkeit'²⁷ und Agnesi in ihrem Analysis-Lehrbuch von ihrem nur 'bescheidenen Talent'²⁸.

2.3 Entschärfung des Konflikts

Diese öffentlich geäußerten Zweifel an ihrer intellektuellen Kapazität lassen sich allerdings auch anders interpretieren. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß alle drei Mathematikerinnen ihr mathematisches Talent wohlweislich herunterspielten, um nicht zu anmaßend aufzutreten. Für eine Mathematikerin, die sich schon durch ihre bloße Existenz über gesellschaftliche Konventionen hinwegsetzte, war es ratsam, ihren Ausbruch aus der typischen Frauenrolle durch ein besonders devotes Verhalten zu kompensieren.

In einer kritischen Stellungnahme zu einem physikalisch-astronomischen Manuskript verleugnete Agnesi ihr selbständiges wissenschaftliches Urteilvermögen. Fehler und Ungereimtheiten, die sie in der ihr zur Untersuchung vorgelegten Arbeit entdeckte, stellte sie als ihre 'Verständnisschwierigkeiten' dar²⁹, um jede Überheblichkeit zu vermeiden.

Auch ihre Erklärung, ihr Analysis-Lehrbuch sei nicht von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen, sondern habe nur ihrem eigenen Vergnügen oder dem Unterricht eines ihrer jüngeren Brüder dienen sollen³⁰, vermag nicht recht zu überzeugen, wenn man den enormen Arbeitsaufwand (10 Jahre!) bedenkt, den sie in dieses Werk investiert hat. Hätte sie zugegeben, daß sie von Anfang an beabsichtigte, ein von Grund auf neu strukturiertes vollständiges Analysis-Kompendium zu schaffen, hätte sie sich als Frau wegen ihrer Arroganz diskreditiert.

Ähnlich wie Agnesi gab Du Chatelet vor, ihr Physik-Buch zur Unterweisung ihres Sohnes geschrieben zu haben, damit er eine solide naturwissenschaftliche Ausbildung erhalte.³¹ Denn für die Förderung ihrer Kinder scheue sie keine Mühe.³² Dieses Motiv mag für ein Publikum, welches sich

27 Vgl. *Recherches sur la théorie des surfaces élastiques*, Paris 1821, vj

28 Vgl. *Instituzioni Analitiche*, Milano 1748, Bd.1, Vorwort

29 Vgl. Brief Agnesis an Bertucci v. Feb. 1738, unveröffentlichtes Manuskript, O 204, Biblioteca Ambrosiana, Mailand

30 Vgl. *Instituzioni Analitiche*, Milano 1748, Bd.1, Vorwort

31 Vgl. *Institutions physiques*, Amsterdam 1742, 1ff

32 Vgl. Brief du Châtelets an Friedrich II v. 25.4.1740, in: *Les lettres de la marquise du Châtelet*, Thomas Bestermann (Hg.), Genève 1958, Bd.2, 5

über Wissenschaftlerinnen mokierte und sich eine Frau nur in der Mutterrolle ausmalen konnte, akzeptabel gewesen sein, erscheint jedoch wenig glaubwürdig angesichts der Tatsache, daß Du Chatelet sich nie sonderlich für die Erziehung ihrer Kinder interessiert oder engagiert hat.³³

Im Hinblick auf ihre Abhandlung über das Feuer behauptete Du Chatelet, mit der Niederschrift begonnen zu haben, ohne zu wissen, ob sie ihren Essay einreichen würde.³⁴ Da jedoch ihre von Voltaires Sicht abweichende Auffassung der Anlaß gewesen war, ihre Überlegungen in einem eigenen Beitrag präzise auszuarbeiten, um für ihre Konzeption des Feuers eine unparteiische Stellungnahme einzuholen, kann man annehmen, daß sie gezielt auf die Teilnahme am Wettbewerb der ACADEMIE DES SCIENCES hingearbeitet hat.

Ebenso war es nur eine schicke Untertreibung, wenn sie ihre Abhandlung als 'ganz einfach' hinstellte im Gegensatz zu Voltaires, welche 'voller interessanter Forschungsergebnisse' sei³⁵, denn ihr Essay stützt sich auf dieselben gemeinsam durchgeführten Experimente und ist mindestens genauso anspruchsvoll.

In ähnlich bescheidener zurückhaltender Art und Weise vertrat Germain ihren Standpunkt zur Theorie elastischer Flächen im Vorwort ihrer ersten Publikation³⁶ gegen Poisson, einem Mitglied der Akademie, mit dem sie sich in der Öffentlichkeit nicht auf eine Stufe zu stellen wagte, weil sie Ressentiments befürchten mußte.

Auch das späte Erscheinen dieser Schrift, in der sie erstmalig allen zugänglich ihre Ergebnisse zur Plattentheorie präsentierte, für die ihr fünf Jahre zuvor der Preis der *Académie des Sciences* verliehen worden ist, scheint mit anfänglichem Zögern und Bedenken zusammenzuhängen, sich als Frau vor aller Welt zu sehr in den Vordergrund zu spielen.³⁷

33 In ihrem gesamten Briefwechsel spielen ihre Kinder so gut wie keine Rolle.

34 Vgl. Brief du Châtelets an Maupertuis v. 21.6.1738, in: *Les lettres de la marquise du Châtelet*, Thomas Bestermann (Hg.), Genève 1958, Bd.1, 236

35 Vgl. ebd., 236f

36 Vgl. *Recherches sur la théorie élastiques*, Paris 1821, v-x

37 Vgl. Brief Legendres an Germain v. 23.6.1821, in: *Oeuvres philosophiques de Sophie Germain*, Hippolyte Stupuy (Hg.), Paris 1879, 1896², 352f

Genau wie Gössmann finde ich es *"erstaunlich, wie groß dennoch die wissenschaftliche (...) Leistung der Frauen vergangener Jahrhunderte ist, die darum wußten, daß sie nicht als normale Individuen ihres Geschlechts angesehen wurden, sondern als 'Monstrum der Natur' (...) oder als verhinderte Männer, die es schwer haben, ihre Weiblichkeit, die dennoch von ihnen verlangt wird, durch übertriebene Beachtung der Bescheidenheitsregeln zu demonstrieren."*³⁸

3. Auswirkungen des Vorurteils auf ihre Werke

Im Umgang mit den Forschungsergebnissen der drei Mathematikerinnen zeichnen sich drei Strategien ab: Erstens wird ihre wissenschaftliche Leistung abgewertet, ignoriert oder ihnen aberkannt. Zweitens wird ihre Arbeit durch schmeichelhafte Komplimente überhöht, aber nicht ernsthaft kritisiert. Drittens wird die Wissenschaftlerin als Frau in Frage gestellt, um sie zu disqualifizieren. Diese Praxis hat unmittelbare Folgen für die Beurteilung ihrer Werke. Berechtigte Befürchtungen, nicht sachlich bewertet zu werden, legten es nahe, anonym oder überhaupt nicht zu publizieren.

3.1 Vorsicht bei Publikationen

Weil Agnesi davor zurückschreckte, ihre Untersuchung über das Nordlicht, die erheblich von den herkömmlichen Erklärungen dieses Phänomens abweicht, unter ihrem Namen zu veröffentlichen, bat sie Crivelli, ihre Studie in die neue Ausgabe seiner *ELEMENTI DI FISICA* (1731) aufzunehmen³⁹, was auch geschah.⁴⁰

Du Chatelet bevorzugte, ihre Publikationen generell soweit möglich anonym erscheinen zu lassen. Daß sie ihre Abhandlung über das Feuer ausarbeitete, mit der sie sich um den Preis der *ACADÉMIE DES SCIENCES* bewarb,

38 Gössmann, Elisabeth: Die Gelehrsamkeit der Frauen im Rahmen der europäischen Querelle des Femmes, 19f, in: dies. (Hg.): *Das wohlgelahrte Frauenzimmer*, München 1984, 7-20

39 Vgl. Brief Agnesis an Crivelli (ohne Datum), in: *Una lettera inedita di M.G.Agnesi a P.Crivelli Giovanni*, 176, in: *Rivista dell' Ordine dei Padri Somaschi*, Bd.XXXVII, Ott.-Dic., Roma 1962, 174-177

40 Vgl. Crivelli, Giovanni: *Elementi di fisica*, Venezia 1744², Bd.2, 7.Buch

verheimlichte sie sogar ihren engsten Freunden, denn ihr war daran gelegen, ihre 'Kräfte im Schatten des Inkognito zu messen'.⁴¹

In ihrer Rezension von Voltaires *ELÉMENS DE LA PHILOSOPHIE DE NEWTON* gab sie sich ebenfalls als Autorin nicht zu erkennen.⁴²

Anfangs hatte sie auch vor, ihre *INSTITUTIONS PHYSIQUES* anonym zu veröffentlichen. Vermutlich war für diesen Entschluß weniger die Rücksichtnahme auf gesellschaftliche Konventionen als das Bedürfnis, objektiv beurteilt zu werden, ausschlaggebend. Schließlich weihte sie aber ihren Lehrer König, auf dessen Diskretion sie vertraute, in ihre Pläne ein, um den Rat eines kompetenten Gelehrten in Anspruch nehmen zu können. Doch als König wegen privater Streitigkeiten mit ihr das ihm anvertraute Geheimnis verriet, avancierte Du Chatelet zum Gegenstand allgemeinen Gelächters.⁴³ Und es kam sogar noch schlimmer als erwartet, weil König ihr nicht nur Unfähigkeit attestierte, sondern sie zudem noch des Plagiats bezichtigte. Die Alternative, ihr Buch noch im letzten Augenblick zurückzuziehen, kam für sie nicht in Frage, weil es die gegen sie erhobenen Vorwürfe nur noch verstärkt hätte.⁴⁴

Auch Germain befürchtete, ihre wissenschaftliche Arbeit werde, weil sie von einer Frau stamme, nicht angemessen gewürdigt. Daher sah sie sich veranlaßt, zunächst als Mathematikerin nicht öffentlich in Erscheinung zu treten, bis sie ihre wahre Identität nicht mehr verheimlichen konnte. So übermittelte sie anfangs nicht nur La Grange Kurzreferate unter dem Decknamen eines Studenten der *ECOLE POLYTECHNIQUE*⁴⁵, sondern korrespondierte erst auch mit Gauss unter demselben männlichen Pseudonym⁴⁶.

41 Vgl. Brief du Châtelets an Maupertuis v. 21.6.1738, in: *Les lettres de la marquise du Châtelet*, Thomas Bestermann (Hg.), Genève 1958, Bd.1, 236

42 Vgl. Lettre sur les élémens de la philosophie de Newton, in: *Journal des sçavans* (Dez. 1738), 458-475

43 Vgl. Porträt der verstorbenen Madame la Marquise du Châtelet von Madame la Marquise du Deffand, dt. Übers., in: Badinter, Elisabeth: *Emilie, Emilie*, dt. Ausg., München 1984, 353

44 Vgl. Brief du Châtelets an Bernoulli v. 30.6.1740, in: *Les lettres de la marquise du Châtelet*, Thomas Bestermann (Hg.), Genève 1958, Bd.2, 17ff

45 Vgl. Libri, Guillaume: Notice sur Mlle. Sophie Germain (Nachruf), in: *Journal des débats* (18.5.1832)

46 Vgl. z.B. Briefe Germain (alias LeBlancs) an Gauß v. 21.11.1804 und v. 16.11.1805, in: *Oeuvres philosophiques de Sophie Germain*, Hippolyte Stupuy (Hg.), Paris 1879, 1896², 298ff, 308ff

Genau wie Du Chatelet erstellte sie ihre erste umfangreiche mathematische Arbeit zur Plattentheorie anonym im Rahmen einer Preisausschreibung der ACADÉMIE DES SCIENCES.

Die Bedingungen dieser Wettbewerbe waren für die Wissenschaftlerinnen günstig, denn ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht wurde nur aufgedeckt, wenn sie mit ihren Arbeiten Erfolg hatten, d.h. wenn sie den Preis gewannen oder eine 'ehrvolle Erwähnung' erhielten. So konnte vermieden werden, daß eine weniger gute Arbeit allgemein bekannt wurde, die sich eine Wissenschaftlerin nicht erlauben konnte, weil sie sofort als Beweis für die natürliche geistige Unterlegenheit der Frau gewertet worden wäre und sie dem öffentlichen Spott ausgesetzt hätte.

Der Grund dafür, daß Germain ihre posthum erschienene philosophische Schrift nicht selbst veröffentlicht hat, liegt vermutlich darin, daß sie jedes Risiko einer Blamage nur vermeiden konnte, wenn sie sich selbst im Hintergrund hielt. Sie ging davon aus, daß sich ihre Gedanken auch ohne eine Publikation ihrer Schrift durchsetzten, weil andere sich ihrer Ideen bedienten. Da es ihr weniger auf eine persönliche Anerkennung, sondern vor allem auf den wissenschaftlichen Fortschritt ankam, nahm sie die für sie als Frau unvermeidliche Zurückstellung in Kauf.⁴⁷

Die Erfahrung des Plagiats blieb ihr tatsächlich nicht erspart. So erhob Poisson 1814 Prioritätsansprüche für die Herleitung der Plattengleichung, die sie selbst schon 1813 präsentierte.⁴⁸

Im Hinblick auf die Philosophie entwickelte Comte mit seinem Dreistadiengesetz ähnliche Theorien wie sie. Er stellte fest, mit ihrer Sicht der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit übereinzustimmen⁴⁹, wobei er selbstverständlich für sich die Originalität reklamierte.

3.2 Beurteilung ihrer Werke

Die Rezeption der mathematischen Arbeiten der drei Forscherinnen scheint, von wenigen Ausnahmen vor allem der letzten Zeit abgesehen, von folgendem Vorurteil auszugehen: *"Niemand wird bezweifeln, daß die Mathematik*

47 Vgl. Libri, Guillaume: Notice sur Mlle. Sophie Germain (Nachruf), in: Journal des débats (18.5.1832)

48 Vgl. Klens, a.a.O., 70, 304ff

49 Vgl. Comte, Auguste: Cours de philosophie positive, Paris 1830-42, Bd.2, 415

sich ebenso günstig entwickelt haben würde, wenn die (...) weiblichen Mathematiker nicht gelebt hätten. Keine hat etwas Wesentliches geleistet, neue Methoden erdacht."⁵⁰

Agnesis wissenschaftliches Können wurde zwar von ihren Zeitgenossen anerkannt und - mindestens soweit bekannt - mit Beifall aufgenommen, wie das Gutachten der ACADÉMIE DES SCIENCES beweist, welches ihr Analysis-Kompendium als 'bestes Werk seiner Art'⁵¹ einstuft. Allerdings drängt sich der Eindruck auf, daß sie auch als Ausnahme zelebriert wurde und die zahlreichen Glückwünsche zur Herausgabe ihres Analysis-Buches zum Teil nur als galante Komplimente aufzufassen sind.⁵² Von einer wissenschaftshistorischen gründlichen Untersuchung ihrer Arbeiten kann nicht die Rede sein. Auffällig ist auch, daß ihr später mathematische Kreativität und Originalität explizit abgesprochen werden.⁵³

Du Chatelet war in Frankreich schwierigeren Bedingungen ausgesetzt als Agnesi. Schon zu ihren Lebzeiten begannen die Versuche, ihr ihre eigenen Werke streitig zu machen, wie es auch Rousseau vorschlägt: *"All diese hochbegabten Frauen machen nur den dummen Eindruck. Man weiß immer, wer der Künstler oder der Freund ist, der die Feder oder den Pinsel hält, wenn sie arbeiten; man weiß, wer der diskrete Gelehrte ist, der ihnen insgeheim ihre Orakel diktiert. Diese ganze Scharlatanerie ist einer ehrbaren Frau unwürdig."*⁵⁴ Der selbst nur über oberflächliche naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügende Friedrich II hielt sich an diese Devise, als er abschätzig über Du Chatelets Physik-Buch schrieb: *"Die Minerva kommt daher, um ihre Physik zu machen. Das Gute daran ist, daß König ihr die Themen diktiert hat. Sie hat sie zurechtgemacht und hier und da mit irgendwelchen Worten ausgeschmückt, die sie von Voltaire bei seinen Soupers aufgeschnappt hat. Das Kapitel über die Ausdehnung ist kümmerlich., die ordnung des Werkes taugt nichts; es enthält sogar sehr*

50 Möbius, Paul J.: Über die Anlage zur Mathematik, Leipzig 1907², 86

51 Extrait des Registres de l'Académie Royale des Sciences v. 6.12.1749, unveröffentlichtes Manuskript, O 201, Biblioteca Ambrosiana, Mailand

52 Vgl. Klens, a.a.O., 122-128

53 Vgl. Klens, a.a.O., 63f, 61

54 Emile ou l'éducation, dt. Ausg., Stuttgart 1990, 819

schwere Fehler, (...) Kurz, es ist eine Frau, die schreibt".⁵⁵ Tatsache ist, daß Du Chatelet mit ihrem Werk wissenschaftlich interessierten Kreisen in Frankreich erstmalig ermöglichte, den neuesten Stand der physikalischen Forschung, systematisch aufgebaut, kennenzulernen, ein Verdienst, welches für den Fortschritt einer Disziplin nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Im Gegensatz zur Behauptung Rousseaus verhält es sich ironischerweise oft gerade umgekehrt und ein Mann eignet sich die Werke einer Frau an. Dafür gibt es im Falle Du Chatelets zwei konkrete Beispiele: Erstens war sie an der Entstehung der unter Voltaires Namen herausgegebenen *Elémens de la philosophie de Newton* federführend beteiligt.⁵⁶ Ihre fachliche Überlegenheit bei der Abfassung dieser Abhandlung stellte Voltaire selbst heraus: *"Madame du Chastelet Hatte ihren Anteil am Werk. Minerva diktierte und ich schrieb."*⁵⁷ Zweitens erschienen in der *Encyclopédie* Artikel zur Philosophie Wolffs ohne Quellenangabe, die wörtlich Du Chatelets *Institutions physiques* entnommen waren.⁵⁸

Eine andere Variante der Kritik bestand darin, sie wie Kant als Frau anzugreifen: *"Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind, und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben. Ein Frauenzimmer, das (...) über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquisin von Chastelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewerben."*⁵⁹

55 Brief Friedrich II an Jordan v. 24.9.1740, in: Les Oeuvres Complètes de Voltaire, Thomas Bestermann (Hg.), Bd.91, Genève 1970, 171

56 Vgl. Wade, Ira O.: Some Aspects of Newtonian Studies at Cirey, in: ders.: Studies on Voltaire, Princeton 1947, 114-123

57 Brief Voltaires an Friedrich II v. 15.1.1737, in: Les Oeuvres Complètes de Voltaire, Thomas Bestermann (Hg.), Genève 1969, Bd.88, 196

58 Vgl. Carboncini, Sonia: Lumière e Aufklärung, 1305f, 1319f, in: Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, 14 (1984), 1297-1335

59 AA, Bd.2, Werke II, 229f

Obwohl Germain die beiden anderen Forscherinnen an Originalität übertrifft, wurden ihre Beiträge zur Elastizitäts- und Zahlentheorie von der Wissenschaftsgeschichte - abgesehen von Untersuchungen der letzten beiden Jahrzehnte - weitgehend ignoriert. Keiner ihrer drei Entwürfe zur Preisausschreibung in der Plattentheorie ist entgegen sonstigen Gepflogenheiten jemals veröffentlicht worden, obwohl ihre dritte Abhandlung schließlich den Preis gewann!

Bis auf Ausnahmen aus jüngster Zeit⁶⁰ berichten alle Biographen über Germain, ohne ihre Schwierigkeiten als Wissenschaftlerin - es sei denn in Form von Anekdoten - zu erwähnen, obwohl sie aus dem institutionellen und informellen Wissenschaftsbetrieb vollkommen ausgegrenzt war. Sogar als Preisträgerin wurde ihr nicht nur die sicher gerechtfertigte Aufnahme in die *Académie des Sciences* verweigert, sondern sie blieb sogar bis 1823 von der Teilnahme an den öffentlichen (!) Sitzungen des Instituts ausgeschlossen, zu denen die Ehefrauen der Akademiemitglieder zugelassen waren!⁶¹ Daher ist es nicht verwunderlich, daß ihr auf längere Sicht eine maßgebliche Einflußnahme auf die Entwicklung der Elastizitätstheorie, die ihr entscheidende Impulse verdankt, verwehrt blieb.

4. Realdeprimierendes Fazit

Die Voreingenommenheit gegenüber der Mathematikerin trifft Agnesi, Du Châtelet und Germain doppelt: Sie schränkt nicht nur ihre Produktivität ein, sondern verhindert zudem die objektive Bewertung ihrer Produkte.

Eine feministische 'Dialektik der Aufklärung' würde ergeben, daß der politische Anspruch auf Emanzipation mit der Aufforderung, sich seines Intellekts zu bedienen, sich anfangs zwar auch auf die Frau bezog, sie aber später im Zuge der Ausdifferenzierung der bürgerlichen Gesellschaft mit ihrer Trennung von Produktion und Reproduktion auf ihre biologische Natur zurückgeworfen wurde.

Die Schwierigkeiten für Mathematikerinnen nahmen im Laufe des 18. Jahrhunderts noch zu. Germain begegnete schlimmeren Vorurteilen als Agnesi

60 Vgl. Bucciarelli, Louis L. / Dworsky, Nancy: Sophie Germain, Dordrecht/Boston/London 1980; Dahan-Dalmédico, Amy: Sophie Germain, in: Spektrum der Wissenschaft (Februar 1992), 80-87

61 Vgl. Klens, a.a.O., 302f

und du Châtelet. Ihre Ausgrenzung aus der wissenschaftlichen Gemeinschaft war krasser und schwerwiegender. Mit der bürgerlichen Gesellschaft institutionalisierte sich ein Wissenschaftsbetrieb, von dem Frauen prinzipiell ausgeschlossen sind. Konnten privilegierte Frauen wie Agnesi oder du Châtelet sich in Salons oder durch Privatlehrer noch eine ihren männlichen Kollegen vergleichbare wissenschaftliche Bildung erwerben, hatten sie zu Lebzeiten Germaines diese Chance nicht mehr.

Barbara Holland-Cunz

***Wo steht die Frauenbewegung heute?
Einige politische Anmerkungen zur aktuellen Lage***

Die Neue Frauenbewegung hat heute viele Gesichter, viele Orte und viele differente Strömungen. Frauenbewegung in den neunziger Jahren: das sind sowohl die großen internationalen, massenmedial wirksamen UN-Konferenzen als auch die anderthalbtausend kommunalen Gleichstellungsstellen in Ost- und Westdeutschland, das ist der biedere, finanziell unabgesicherte Alltag in den altherwürdigen Frauenprojekten ebenso wie die antirassistischen, antifaschistischen und dem Schwarzen Feminismus verbundenen Bündnispolitiken der jungen Frauen... All dies sind die aktuellen Gesichter der Neuen Frauenbewegung. Orientiere ich mich an einem traditionellen, aus den Aufbruchsjahren stammenden Begriff von Bewegung, dann scheint die Frauenbewegung heute eher still zu stehen, sie ist nicht mehr wie in den siebziger Jahren auf Straßen und Plätzen sichtbar und bewegend präsent. Doch diese Vorstellung ist anachronistisch und berücksichtigt nicht die Veränderungen, die alle (neuen) sozialen Bewegungen von der Autonomie in die Institution notwendig durchlaufen. Ich orientiere mich deshalb an einem breiten, offenen Begriff von feministischer Bewegung, der auch neue Formen des Engagements integrieren kann, statt die aktuelle Lage einer sozialen Bewegung an vergangenen Zielen und überkommenen politischen Formen zu messen.

Die Taxonomien feministischen Engagements in anderen Teilen der Welt haben schon lange nicht mehr die Enge und Rigidität unserer nationalen Bestimmungen, die sich letztlich noch immer am Konzept der Autonomie orientieren. So integrieren z.B. lateinamerikanischen Klassifikationen, die von einer „breiten Frauenbewegung“ sprechen, sowohl die Armutsarbeit in den Slums der Metropolen als auch parteipolitische Strategien in ihren Bewegungsbegriff (vgl. Burkhard 1994). So systematisieren etwa angelsächsische Bewegungsforscherinnen wie Joni Lovenduski unter den Begriffen "diversity" und "flexibility" alle frauenpolitischen Strategien vom radikalen Separatismus bis zur institutionellen Politik (vgl. Lovenduski 1988).

Doch auch ein solch notwendig offen formulierter Begriff von Frauenbewegung sollte trennscharf bleiben; nicht jede Frauenpolitik ist Frauenbewegung. Die Selbstdefinition der Akteurinnen, die Unterscheidung zwischen emanzipatorischen und konservativen politischen Zielen, die Berücksichtigung des historischen Standes einer Bewegungsgeschichte fungieren als Kriterien der Bestimmung von Frauen-Bewegungs-Politiken im Unterschied zu Frauen-Politiken.

An vier ausgewählten Bereichen möchte ich das höchst widersprüchliche Bild, das die Neue Frauenbewegung hierzulande heute bietet, kurz skizzieren: an der Situation der innerfeministischen Öffentlichkeit, an der Frauenstreiktagsdiskussion, dem Theorie-Praxis-Verhältnis und den Spaltungen zwischen Frauen. Alle vier Bereiche haben in den vergangenen Jahren Differenzen und Differenzierungen im bundesdeutschen Feminismus sehr deutlich hervortreten lassen. Doch zunächst ein kurzer Blick zurück auf die bewegten Anfänge.

Erinnern wir uns: Der Anfang der Neuen Frauenbewegung hierzulande war der Aufruf zu einer grundlegenden Veränderung der Gesellschaft, nicht Gleichstellung war das Ziel, sondern Kulturrevolution, nicht Teilhabe am Bestehenden, sondern dessen Verneinung, nicht Mitmachen, sondern Aussteigen, nicht Parlamentarismus, sondern direkte Demokratie, nicht Expertentum von Frauen, sondern Abschaffung aller Hierarchien und Autoritäten, nicht Erlangung von Rechten, sondern von Freiheiten, nicht Gleichheit, sondern Autonomie, nicht Bürokratie, sondern Kollektivität, kurz gesagt: nicht die Quote, sondern die feministische Revolution. Nach 25 Jahren westdeutscher Neuer Frauenbewegung haben wir viele Erfolge zu vermelden - aber auch den vollkommenen Verlust des revolutionären Impulses im Feminismus, den Verlust weitreichender Utopien, den Verlust radikaler Transformationsvorstellungen und auch den schmerzlichen Verlust der einstmals so euphorisch erlebten feministischen Schwesternschaft. Auch der ostdeutsche Teil der Neuen Frauenbewegung hat seine radikalen Transformationsvorstellungen mittlerweile verloren, sie sind der modernisierenden Anpassung an das westliche Modell zum Opfer gefallen.

Von einem antifeministischen Gegenschlag im Sinne Susan Faludis (1993) kann dennoch nicht die Rede sein. Erfolg und Mißerfolg, Stärkungen und Schwächungen in der frauenpolitischen Lage sind nicht so eindeutig verteilt, wie die Rede vom backlash glauben machen möchte (vgl. Holland-Cunz 1995). Der liberale Gleichheitsfeminismus etwa steht auf der Gewin-

nerinnenseite; für viele gutausgebildete, berufsorientierte, weiße Mittelschichtsfrauen ist Feminismus mit Sicherheit als Erfolgsprojekt zu betrachten, das die Partizipationschancen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens deutlich erhöht. Dies gilt jedoch nicht in gleicher Weise für alle feministisch engagierten und interessierten Frauen. Die Frauenbewegung hat in sich selbst Zentren und Ränder hervorgebracht: Im Zentrum des Erfolgs und der Aufmerksamkeit stehen Gleichheitsforderungen, Gleichstellungsinstitutionen und akademische Theorieproduktion, an den marginalisierten Rändern finden wir das Insistieren auf Differenzen und Herrschaftsverhältnissen, neue Praxisformen, Unangepaßtheit, Unsichtbarkeit des sozialen Protests, hier agieren vor allem junge und nicht-deutsche Frauen, Rebellinnen gegen den feministischen mainstream. Die Binnenstruktur der Bewegung gibt Aufschluß über diese Situation.

Die innerfeministische Öffentlichkeit

Das Stimmungsbild in den feministischen Zusammenhängen ist wenig erfreulich: Langeweile, Mutlosigkeit, Stagnation, Erstarrung und Erschöpfung haben sich vielerorts ausgebreitet. Feminismus begeistert nicht mehr. In diesem Bild spiegelt sich mehr als nur eine vorübergehende feministische Situation, auch mehr als nur eine mit der Wiedervereinigung entstandene politische Zwischensituation. Die nicht gerade hoffnungsfrohe Lage war bereits vor 1989 latent vorhanden, sie ist jedoch durch die Wende schneller und klarer hervorgetreten. Regina Dackweiler und ich haben diese Situation bereits 1991 mit dem Terminus „Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit“ belegt. In Anlehnung an Jürgen Habermas beschreiben wir damit eine Situation, die durch folgende Elemente gekennzeichnet ist: Die innerfeministische Öffentlichkeit ist in ihrer ursprünglichen Struktur zerfallen, sie ist entpolitisiert, in Teilöffentlichkeiten aufgespalten und als Gesamtes deutlich feudalisiert. Feministische Öffentlichkeit wird heute nicht mehr kollektiv, sondern exklusiv hergestellt. Entgegen dem ursprünglichen Selbstverständnis innerfeministischer Kommunikation als basisdemokratisch, kleingruppenorientiert, aktionsorientiert, nicht-institutionalisiert und -professionalisiert, offen für alle, spontaneistisch und direktdemokratisch, anti-hierarchisch, lustbetont, kämpferisch und unreglementiert - ein Selbstverständnis, das die Frauenbewegung nie „offiziell“ revidiert hat -, sind die Kommunikationsweisen in der feministischen Öffentlichkeit heute allenfalls repräsentativ-demokratisch, gremien/verbands/projekt-orientiert, institutionell und professionell, offen oder verschleiert hierarchisch und effektivitäts-

bezogen. Ohne rückblickend idealisieren oder romantisieren zu wollen, möchte ich behaupten, daß die Frauenbewegung bis ca. Mitte der 80er Jahre in ihrer Binnenstruktur demokratischer und zugleich in ihrer Außenwirkung erfolgreicher und stärker war als heute. Die Horizontalität der Organisationsformen war noch nicht von so zahlreichen vertikalen Strukturen durchkreuzt. Es existierte noch ein gemeinschaftliches Bemühen um demokratische Politikprozesse, auch wenn sie nicht immer gelangen.

Bei aller Pluralisierung des feministischen Spektrums hat eine Zentrierung um professionalisierte Theorie und Praxis stattgefunden; die Diversifizierung des Feminismus ging mit Homogenisierungen und der Entstehung von feministischen "Dominanzkulturen" einher. Seit Jahren ist eine schleichende liberalfeministische Monopolisierung der feministischen Öffentlichkeit zu beobachten, in der professionelle Sprecherinnen vor einem schweigenden Publikum das feministische Terrain thematisch wie politisch-praktisch beherrschen. Die Orte feministischer Öffentlichkeit erscheinen oder sind faktisch weniger zugänglich, intern hierarchisieren sie sich, Macht und Kompetenz verselbständigen sich in ihnen, Informationen werden exklusiv, ehemals vielen zugängliche Orte scheinen heute von unsichtbaren Mauern umstellt, die darin agierenden Frauen sprechen ihre eigene Sprache und sind nur noch mit Vorsicht und Rücksicht und Nachsicht ansprechbar. Immer weniger Frauen betreiben ein immer stärker wachsendes Quantum an feministischer Arbeit in Theorie und Praxis, immer weniger Frauen sind über wichtige Entscheidungen im Bilde, immer weniger Frauen verfügen über eine immer größer werdende Fülle an Information.

Die ursprüngliche basisdemokratische Ethik ist durch die institutionelle Logik faktisch, aber nicht bewußt außer Kraft gesetzt. An die Stelle der im institutionellen Kontext nicht-funktionierenden, gar deplazierten basisdemokratischen politischen Ethik wurde keine angemessene „neue Ethik“ gesetzt. So entstand eine beträchtliche Leere - und diese Leere wird entweder mit traditionellen Hierarchiemustern, mit Expertokratie und Bürokratie, mit Macht und Machtanmaßungen besetzt oder - ebenso unpassend und problematisch - mit verlogener Scheinfamiliarität und anmaßender Pseudoschwesterlichkeit gefüllt. Die Orientierungslosigkeit über die angemessenen Redeweisen und Handlungsformen in institutionalisierten Beziehungen zwischen Frauen verengt feministische Öffentlichkeit, sie wird undemokratisch, vermachtet. Informations-, Meinungs-, und Öffentlichkeitsmonopole produzieren Herrschaft statt Demokratie.

Da schien die 1993 geborene Idee eines kollektiven Widerstandstages, eines Streiktages für alle Frauen, wie der rettende Ausweg aus Langeweile, Erstarrung, Sprachlosigkeit, Konkurrenzen, Hierarchien, Dominanzen und Monopolen. Die Lust an feministischer Politik schien wiederentdeckbar zu sein.

Der FrauenStreikTag 1994

Der 8. März 1994 war ein bewegungspolitisches Groß-Experiment. Der StreikTag selbst markierte dabei nur eine wichtige Etappe, die angesichts der durchweg positiven Medienresonanz als Erfolg zu verbuchen ist. Viel wichtiger aber noch waren die Hoffnungen und Möglichkeiten, die sich mit dem gesamten politischen Prozeß der Vor- und Nachbereitung des Streiks verbanden. Als die Idee des FrauenStreikTages geboren wurde, begeisterten sich vielerorts zahlreiche Frauen und Frauengruppen vor allem für den kollektiven Diskussionsprozeß, der in der Streikidee unmittelbar enthalten war. Die Idee entsprach offensichtlich dem dringlichen frauenpolitischen Bedürfnis, den engen Ort und die beschränkte Sicht der je eigenen politischen Theorie/Praxis zu verlassen und sich endlich wieder mit „ganz anderen“ Frauen und „ganz anderen“ Fragen auseinanderzusetzen, die eigene politische Identität in einem gemeinsamen Praxisprozeß zu überprüfen, politische Handlungsfähigkeit in größerem Rahmen zurückzugewinnen, neue und ungewohnte „Feminismen“ kennenzulernen, das Gefühl einer politischen Heimat Frauenbewegung wiederzuerlangen, Solidarität und Lust an der Politik wiederzuentdecken, wieder neugierig zu werden auf andere Frauen und deren politische Vorstellungen, ein frauenpolitisches „Wir“ ohne falsche Vereinheitlichungen und Vereinnahmungen neu zu erfinden, wieder Stärke und Macht zu spüren anstelle von Marginalisierung und Ohnmacht, sich ganz neu zu verbünden, statt sich immer wieder aufs Neue destruktiv zu zerstreiten.

Die allermeisten dieser Hoffnungen und Träume wurden nicht erfüllt, halten wir uns den nationalen Diskussionsprozeß genauer vor Augen: Die starke Majorisierung der Debatte hin auf die Gründung der Frauenpartei machte alle Energien und Impulse für einen solidarischen, dezentralen, demokratischen Austausch untereinander zunichte. Die Kritikerinnen der Parteigründungsoption - viel zahlreicher aber weniger lautstark als deren Apologetinnen - zogen sich aus dem Streik-Nachbereitungs-Prozeß nach und nach resigniert oder wütend zurück. In die offizielle Frauenbewegungs-

geschichtsschreibung wird folglich die Falschmeldung eingehen, daß der FrauenStreikTag in einem dezidierten Parteigründungswillen aufgegangen ist (vgl. Frankfurter Rundschau vom 12.6.1995).

Der StreikTag hat vor allem deshalb so große Resonanz innerhalb und außerhalb feministischer Zusammenhänge erfahren, weil er „die Frauenbewegung“ als öffentliche, sichtbare, zugängliche, erkennbar thematisch konturierte Bewegung, als einen Ort politisierter Frauenöffentlichkeit, erneut gezeigt hat. Innerfeministisch kam dies dem Bedürfnis entgegen, wieder als politische Bewegung erkennbar zu sein. Mit dem 8. März 1994 haben die beteiligten Frauen also gleichsam einen alten Mythos hervorgerufen und wiederbelebt, der aus der Aufbruchzeit der Bewegung stammt: Frauenpolitik findet auf der Straße statt, sie ist bunt, unkonventionell, vielfältig, radikal und deshalb medial präsentabel. Gerade die strukturelle Unsichtbarkeit von Bewegung und Bewegtsein, die die frauenpolitische Situation der letzten Jahre kennzeichnete, hat diese punktuelle Sichtbarkeit sowohl für die Akteurinnen als auch für ihre BetrachterInnen attraktiv werden lassen. Die im Nachbereitungsprozeß durchgesetzte Verengung der Diskussion hin auf Parteistrukturen änderte an der grundsätzlichen Schwerzugänglichkeit der Bewegung jedoch nichts, sondern bestätigte sie letztlich sogar. Die Majorisierung des Nachbereitungsprozesses ist der beste Beleg dafür, wie schnell feministische Schließungs- und Ausschließungsprozesse noch immer und immer wieder neu funktionieren.

Die Notwendigkeit einer Demokratisierung innerfeministischer Zusammenhänge läßt sich am Streiktagsprozeß klar dokumentieren. Die neu aufgebrochenen Spaltungen und Aufspaltungen in der feministischen Öffentlichkeit haben, perspektivisch gesehen, einen Doppelcharakter. Einerseits signalisieren sie die Professionalität feministischer Theorie/Praxis, die Ausdifferenzierung und -differenziertheit des Feminismus, die Vervielfältigung der durch Frauen politisierten Themen und Problemlagen, andererseits reproduzieren sie das Bild von lauter gegeneinander geschlossenen Kreisen, die wechselseitig um Gelder, Aufmerksamkeit und politische Anziehungskraft in der medialen Öffentlichkeit konkurrieren. Nach dem Ende des kollektiven Streikprozesses haben sich die gegeneinander geschlossenen Kreise feministischer Öffentlichkeit stärker denn je rekonstruiert.

Das Theorie-Praxis-Verhältnis

Zu diesen geschlossenen Kreisen, diesen „closed shops“, gehört auch die abgespaltene, entpolitisierte Theoriediskussion der letzten Jahre. Der akademische Feminismus hat zu den gesellschaftlichen Herausforderungen seit 1989 wenig zu sagen. Während sich die uns bekannte Welt weitreichend und dramatisch veränderte, diskutierten Feministinnen an den Hochschulen die Auflösung des Subjekts und den Sinn der Kategorie Geschlecht. Bereits mit dem zeitlich davor liegenden Streit um Differenz oder Gleichheit wurden Fragestellungen marginalisiert, die sich auf brisante globale Problemlagen bezogen: weder Krieg noch Frieden, weder Armut noch Reichtum, weder Naturzerstörung noch Flüchtlingselend kamen in feministischer Theoriebildung ausführlich zur Sprache. Auf dem Hintergrund von Differenz oder Gleichheit schienen dies alles Fragestellungen eines anachronistischen Feminismus zu sein. Die Debatte wurde als rein akademistische, szientifische, pseudophilosophische geführt. Mit der im Anschluß an Judith Butler geführten Diskussion um die Dekonstruktion des Subjekts feministischer Politik und die Dekonstruktion der Kategorie Sex hat die Entfernung feministischer Theoriendebatten von den „Niederungen“ des politischen Alltags noch weiter zugenommen. Die Kontroverse um Butler hat nicht etwa erst die Entpolitisierung feministischer Theorie hervorgerufen, sie hat sie allerdings reproduziert und verstärkt und hat Feminismus als Theorie bis zur Unkenntlichkeit entpolitisiert. Das individuelle "Zerspielen" der Gender-Rolle, gelebter Geschlechtswechsel, frei gewählte Sexualitäten sind selbst im Rahmen eines unkonventionellen Politikverständnisses keine ausreichenden politisch-praktischen Antworten auf die großen gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit. Auf solchen Wegen vertiefen sich die Spaltungen zwischen den feministischen Teilöffentlichkeiten immer mehr, Verständigungen werden schwieriger, Theorie und Praxis lassen sich nicht mehr miteinander vermitteln. Zugespitzt könnte die Diagnose an dieser Stelle deshalb lauten: Entpolitisierung und Verselbständigung feministischer Theoriebildung, Entpolitisierung und Verselbständigung der unterschiedlichen Formen feministischer Praxis und ein desolates Theorie-Praxis-Verhältnis. Ein "jenseits" des jeweils eigenen Standpunktes kommt kaum mehr in den Blick, es zeigt sich allenfalls negativ - in Differenzen und Konflikten.

Spaltungen zwischen Frauen

Drei der in den vergangenen Jahren vieldiskutierten Spaltungen innerhalb der Frauenbewegung möchte ich kurz benennen: junge kontra alte Frauen, Ostfrauen gegen Westfrauen, weiße versus nichtweiße Frauen. In diese sechs Standorte gehen jeweils Konstruktionen über "die Andere" ein, die nur beschränkten Realitätsgehalt haben und häufig aus der gegenseitigen Abschottung, den voneinander isolierten Zusammenhängen, dem langjährigen Nicht-Austausch, der akuten Unkenntnis über Differenzen und Gemeinsamkeiten entstehen und sich täglich reproduzieren. Aus der idealtypischen Dominanzposition - d.h. älter, westlich, weiß - erscheint die polare Position als politisch problematisch, naiv oder gar unpolitisch; aus der idealtypisch nichtdominanten Position - d.h. jünger, östlich, nichtweiß - erscheint die polare Position als unausweichliche Herrschaftsposition. Beide Blickwinkel vermischen die strukturellen gesellschaftlichen Bedingungen mit den individuellen Handlungsmöglichkeiten und -verantwortlichkeiten. Sie leugnen gewissermaßen beide eine Fähigkeit zu selbstbestimmter individueller Entscheidung, zur Wahl zwischen Freiheit und Unterwerfung und lassen alle gesellschaftlichen Positionen als unausweichlich erscheinen. Dies halte ich für eine problematische Annahme im Rahmen einer Hoffnung auf Emanzipation von den schlechten, erniedrigenden Verhältnissen. Die in der feministischen Rassismus-Debatte üblichen rituellen Identitätskennzeichnungen („ich spreche hier als weiße, westeuropäische, christlich sozialisierte Mittelschichtsfrau ...“) suggerieren eine Auseinandersetzung mit Herrschaftsformen und Identitätsweisen, die sie nicht einlösen; sie konstruieren stattdessen nur neue repressive Gruppenidentitäten und entlasten von individueller Auseinandersetzung und Verantwortlichkeit.

Solche Formen unreflektierter Differenzkonstruktion, die eine wirkliche Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen und individuellen Grenzen von Solidarität und Gemeinsamkeit umgehen statt sie zu begründen, erschweren die Anerkennung und Politisierung von Unterschieden und potentiellen Gemeinsamkeiten. Über solche ritualisierten Formen von Differenzkonstruktion geht längerfristig das Interesse, die Neugierde, das wirkliche Erkennenwollen von Unterschieden verloren. Die Wahrnehmung der Anderen wird beschränkt auf ein Bündel von Zuschreibungen, die Neugierde auf Ungewohntes, Anderes, gar Fremdes wird ängstlich, Auseinandersetzungen drehen sich im Kreis. Repressive Konstruktionen von Gruppenidentitäten sind jedoch nicht nur ein Problem und eine Einschränkung für

die innerfeministischen Zusammenhänge, sie beschränken zugleich den Blick auf die großen Zusammenhänge und Fragen, sie binden die politischen Energien ans Kleine und Eigene, der beteiligte Blick auf die Welt geht verloren. Um aber beispielsweise nur einmal die Differenzen innerhalb der westeuropäischen Lebenszusammenhänge von Frauen angemessen thematisieren und einschätzen zu können, wäre der erweiterte Blick auf die weltweiten Lebenschancen und -verhinderungen von Frauen notwendig. Um die schwierigen Zeiten hierzulande angemessen beurteilen zu können, wäre der Blick auf die dramatisch schwierigen Zeiten anderenorts unverzichtbar.

Resümee

Wie also ist eine politische Standortbestimmung heute zu resümieren? Gesamtgesellschaftliche Stagnation in der Politisierung der Geschlechterverhältnisse trifft sich mit vielfältigen Verengungen in den frauenpolitischen Betrachtungsweisen, kreuzt sich jedoch mit einem deutlich artikulierten neuen Bedürfnis nach innerfeministischem Austausch. Dieses zunächst einmal unspezifische Bedürfnis nach Austausch und wirklicher Begegnung sollten wir gleichsam „gut weiblich“ hegen und pflegen. Nicht die künstliche Erzeugung eines nationalen Verständigungsprozesses (Stichwort Partei), sondern die von den Regionen und Kommunen und von gemeinsamen Interessen ausgehenden Verständigungsprozesse und Bündnisstrategien sollten bewußt kultiviert werden. Die Lust auf das Kennen- und Verstehenwollen der Anderen, die vielleicht jünger/östlich/nichtweiß ist, sollte aber nicht nur individuell gehegt und kultiviert, sondern als politischer Prozeß organisiert werden: in kommunalen Frauenbündnissen, konzentriert auf konsensfähige Problemstellungen, mit einer gemeinsamen Verantwortlichkeit für einen Diskussionsprozeß, in dem allen differenten frauenpolitischen Positionen unterschiedlichster kultureller Herkunft gleiches Gehör und Gewicht garantiert ist. Diese notwendige Demokratisierungserfahrung stiftet, so vermute ich, auch zu gesamtgesellschaftlichen Fragen von Demokratie und Demokratisierung ein weniger diffuses und klarer konturiertes Verhältnis. Größere Zugänglichkeit zu frauenpolitischen Zusammenhängen, also radikaldemokratische Formen nach innen, und weitreichende Demokratisierungsansprüche an diese Gesellschaft nach außen würden „die“ Frauenbewegung wieder deutlicher sichtbar machen und ihre politische Anziehungskraft erhöhen. Innere Demokratisierung und Ansprüche auf gesell-

schaftliche Demokratisierung bedingen sich wechselseitig, wenn sie glaubwürdig und erfolgreich sein sollen.

Dieser denkbare feministische Minimalkonsens für innere Demokratisierung und gesamtgesellschaftliche Demokratisierungsansprüche setzt zweierlei voraus: eine individuelle Haltung interessierter Wahrnehmung anderer bewegungspolitischer Standpunkte und Herkünfte und eine kollektive Organisation von Diskussionsprozessen, in denen alle gleiches Gehör finden. Diese doppelte Voraussetzung für das Gelingen intern feministischer und allgemeiner Demokratisierung ist zwar im Laufe der vergangenen zwei Jahre fehlgeschlagen - es ist nur eine neue abgeschottete Teilöffentlichkeit (die Partei) entstanden - doch sind die Hoffnungen und Bedürfnisse, die sich mit dem Streikprozeß verbanden, noch immer virulent.

Eine doppelte Anstrengung liegt demnach vor uns:

1. die Demokratisierung der feministischen Binnenstruktur, ihre Enthierarchisierung, die Wiederverbindung der gespaltenen Teilöffentlichkeiten miteinander, die Versachlichung der Diskussionen, die Erfindung von Regeln gegen Ausschlüsse, Dominanzen und Monopole;
2. die Demokratisierung der Gesellschaft, die Institutionalisierung basisdemokratischer Prozesse und gleicher Partizipationschancen nicht nur für Frauen, Gerechtigkeit in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die Neuerfindung längerfristiger Transformationsvorstellungen.

Beide Anstrengungen beinhalten eine Repolitisierung feministischer Theorie- und Praxisfragen. Wenn diese Repolitisierung gelänge, wäre sie aber nicht mehr nur Anstrengung, sondern Ausgangspunkt für eine neue Lust an der Politik.

Literatur

Burkhard, Christiane, 1994: Frauenbündnisse in Mexiko - Experimente politischer Partnerinnenschaft, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 36, S. 69-80.

Dackweiler, Regina/ Holland-Cunz, Barbara, 1991: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 30/31, S. 105-122.

Faludi, Susan, 1993: Die Männer schlagen zurück. Wie die Siege des Feminismus sich in Niederlagen verwandeln und was Frauen dagegen tun können, Reinbek bei Hamburg (Backlash, 1991).

Holland-Cunz, Barbara, 1995: Frauenbewegung und die mediale Konstruktion der Wirklichkeit, in: Mechthild M. Jansen/ Sigrid Baringhorst/ Martina Ritter (Hrsg.): Frauen in der Defensive? Zur backlash-Debatte in Deutschland, Münster, S. 76-86.

Lovenduski, Joni, 1988: The Women's Movement and Public Policy in Western Europe: Theory, Strategy, Practice, and Politics, in: Mary Buckley/ Malcolm Anderson (Eds.): Women, Equality and Europe, Houndsmille/ London, S. 107-125.

Freia Hoffmann

**Starke Frauen, zweifelhafte Helden:
Mozarts Don Giovanni**

Mozarts Don Giovanni gilt als Repräsentant des "ungebändigten, rücksichtslosen Lebenstrieb¹", "einer Elementarkraft, die jenseits von Gut und Böse steht"², einer "ins Maßlose gesteigerten dämonischen Lebensbesessenheit"³, die "zu so infernalischer Frivolität und großartiger Kühnheit emporwächst, daß die irdische Gerechtigkeit nicht mehr mit ihm fertig wird"⁴. Goethes Bemerkung von 1829, wenn irgend jemand fähig gewesen sei, den Faust zu vertonen, dann sei es Mozart, der Komponist des Don Juan⁵, hat das ihrige dazu getan, Don Giovanni mit Hamlet und Faust in die Reihe jener tragischen Helden einzureihen, die in der Verfolgung eines Ideals an den Gegebenheiten der Realität scheitern müssen und so existentielle Grunderfahrungen repräsentieren.

Unsere heutige Wahrnehmung Don Giovannis, nach Attila Csampai des "einzigen Mythos der Neuzeit"⁶, ist - bei aller Verehrung der großartigen Musik Mozarts - nüchterner. Diskussionen der Frauenbewegung haben uns gelehrt, bei diesen mythischen Repräsentanzen etwas genauer hinzusehen, ob hier tatsächlich menschliche Grunderfahrungen thematisiert werden oder bloß männliche. Eine treffsichere Methode ist die Rollenumkehrung: Wäre Don Giovanni vorstellbar mit einer Heldin und rund 2.000 verführten, vergewaltigten, entehrten, verletzten Männern? Man würde ihr kaum ein Dra-

-
- 1 Attila Csampai: Mythos und historischer Augenblick in Mozarts "Don Giovanni", in: Wolfgang Amadeus Mozart. Don Giovanni. Texte, Materialien, Kommentare, hg. von Attila Csampai und Dietmar Holland, Reinbek b. Hamburg 1981, S. 25.
 - 2 Heinz Joachim: Textheft zur Schallplatteneinspielung unter Josef Krips, Teldec 1959.
 - 3 Horst Goerges: Das Klangsymbol des Todes im dramatischen Werk Mozarts. Studien über ein klangsymbolisches Problem und seine musikalische Gestaltung durch Bach, Händel, Gluck und Mozart (1937), Nachdruck München 1969, S. 111.
 - 4 Alfred Einstein, zit. nach dem in Anm. 2 aufgeführten Textheft.
 - 5 Zit. in Wolfgang Hildesheimer: Mozart, Frankfurt/M. 1980, S. 48.
 - 6 A. Csampai: Mythos und historischer Augenblick, a.a.O. S. 25.

ma oder eine Oper widmen, bestenfalls gälte sie als Nymphomanin, schlechtestenfalls als Hure. Und selbst, wenn es nur um ein paar wenige oder einen einzigen gedemütigten Mann gehen sollte, hält die Literatur- oder Operngeschichte wenig Vergleichbares bereit, Stoffe wie Carmen, Lulu, Professor Unrat.

Einen zweiten Schub an Entzauberung hat die Liberalisierung der Sexualität geliefert. Don Giovanni wäre heute, dreißig Jahre nach der sogenannten sexuellen Revolution, ein Single, mehrfach geschieden, der in einer Zweizimmer-Eigentumswohnung wohnt, der an den Wochenenden gelegentlich die Kinder, die er aus Ehen oder kurzfristigen Beziehungen hat, lustlos in den Zoo oder in die Eisdielen führt, der abends durch die Kneipen zieht, um Frauen "abzuschleppen", der am Arbeitsplatz durch sexuelle Belästigung von Kolleginnen auffällt und bestrebt ist, den unübersehbaren Anzeichen des Alters durch Haarfärbungen und Fitneßtraining zu begegnen.

Sexuelle Unersättlichkeit hat ihren Nimbus verloren, seit niemand mehr bereit ist, sie durch Verbote aufzuwerten. Der Staat hat aufgehört, sie zu reglementieren, sie ist nicht mehr an Ehe, Fortpflanzung und Heterosexualität gebunden, ist Privatsache jedes einzelnen geworden. Statt uns, wie es die katholische Kirche mit nachlassendem Eifer tut, das freie Ausleben von Sinnlichkeit und sexuellen Wünschen zu verbieten, laden uns menschenfreundlichere Instanzen wie Therapie und Pädagogik dazu ein, uns als Sexualwesen zu akzeptieren und unsere körperlichen Wünsche auszuleben. Der Verführer Don Giovanni hat in dem Maß sein Empörungspotential eingebüßt, wie wir seine egoistischen, sinnlichen und sexuellen Impulse integriert haben.

Während der Nimbus des Titelhelden verblaßt, hat das Werk selbst aber nichts an Attraktivität eingebüßt. Eine naheliegende Erklärung, Mozart habe trotz eines schlechten oder inzwischen kulturgeschichtlich überholten Textbuchs seine großartige Musik geschrieben, hält der Analyse nicht stand. Anders als die Zauberflöte, von der dies mit größerem Recht behauptet wird, und trotz seiner logischen Ungereimtheiten, seiner buffonesken Vorstadtunterhaltung und seines altmodischen Theaterdonners ist der Don Giovanni ein subtil und komplementär ausgearbeitetes Werk, das auch von den Themen lebt, das es behandelt: Sexualität und Liebe, Nähe und Entfremdung, männlichen und weiblichen Lebensentwürfen.

Wer allerdings versucht, dieser Faszination nachzugehen, wer Inszenierungen sieht, Programmhefte liest und wissenschaftliche Analysen zu Rate

zieht, sieht sich zunächst einmal mit den Hinterlassenschaften einer zweihundertjährigen Rezeption konfrontiert, die den Zugang eher verstellen. Das Befremden beginnt bei der Lektüre von Reclams Opernführer⁷: Nachdem Don Giovanni einer ersten Auseinandersetzung mit Donna Elvira ausgewichen ist und Leporello vorgeschoben hat, heißt es dort: "Dieser weiß nichts Besseres zu tun, als Elvira das endlose Register der Liebschaften seines Herrn zu entrollen". Leporello als Verräter von Männerinteressen? Oder am Schluß, wo der Verfasser behauptet, Elvira wolle in einem Kloster "büßen". Es bedarf schon einer besonderen Fantasie, aus Textbuch und Komposition irgendeine Schuld Donna Elviras herauszuhören - es sei denn, man teile die ebenso bequeme wie langlebige Meinung, die eigentlich Schuldigen an Verführungen und männlicher Untreue seien die Frauen.

Das Befremden setzt sich fort bei der Lektüre der deutschen Übersetzungen, die dem Klavierauszug⁸ und der Partitur⁹ unterlegt sind: In seiner Wiener Arie singt Don Ottavio, im Hinblick auf den verzweifelten Zustand seiner Geliebten, "Dalla sua pace la mia dipende", zu deutsch: "Von ihrem Frieden hängt auch der meine ab" - eine sehr nachvollziehbare Äußerung. In den genannten Übersetzungen heißt es "Nur ihrem [bzw. deinem] Frieden weih ich mein Leben". Aus der liebevollen Versicherung, daß er ihre Schmerzen und ihre Unruhe nachempfindet und deshalb an ihrer Seite stehen wird, machen die Übersetzungen ein Programm, ein blutarmes Lebensprinzip, passend zu dem Image als unerotischer Trottel, das die Rezeptionsgeschichte Don Ottavio zeitweilig verpaßt hat.

Bei ihrem ersten Auftritt versucht Donna Anna, nach einem gewalttätigen Übergriff den Täter wenigstens zu identifizieren. In höchster Erregung schleudert sie Don Giovanni mit einem aufsteigenden Tritonus ihr "Scellerato" entgegen, zu deutsch etwa "Schurke" oder "verruchter Mensch". Entsprechend der romantisch-misogynen Deutung, nach der Donna Anna die Vergewaltigung selbst gewollt habe und sich nur dem Verlassenwerden widersetze, wird daraus in der Übersetzung von Georg Schünemann "Bleib, Verräter!". Als sie in der zwölften Szene zum ersten Mal bewußt mit ihrem

7 Reclams Opernführer, hg. von Wilhelm Jentner, Stuttgart 1951, S. 53, 56.

8 Klavierauszug von Kurt Soldan, deutsche Übersetzung von Georg Schünemann, Frankfurt/M. usw. o.J. (Peters).

9 Partitur hg. von Alfred Einstein, deutsche Übersetzung von Franz Grandaur, London usw. o.J. (Eulenburg).

Vergewaltiger konfrontiert worden ist, läßt Daponte (oder Mozart - wir wissen nicht genau, wie weit seine Eingriffe in den Text gegangen sind) sie, erstaunlich einfühlsam, ihr Rezitativ beginnen mit den Worte "Don Ottavio, son morta", "ich bin tot", übrigens wieder im Tritonus. Keine der mir vorliegenden Übersetzungen, auch nicht die vorgeblich wörtliche von Karl Dietrich Gräwe¹⁰, läßt sie aussprechen, was eine Vergewaltigung - oder auch nur der Versuch - auslösen kann: daß in einem Menschen etwas stirbt, daß etwas unwiederbringlich zerstört worden ist: "son morta". Den beiden "klassischen" Übersetzungen fällt nur das abgedroschen-pathetische "ich sterbe!" ein, und die "wörtliche Übersetzung" begnügt sich mit einem lahmen "Don Ottavio, ich bin am Ende".

Im Vorwort des Klavierauszuges werden rund zwanzig Übersetzungen bzw. deutsche Textbearbeitungen aufgelistet. Sie stammen ausnahmslos von Männern, und es ist deshalb nicht überraschend, daß die Fähigkeit zur Einfühlung und Identifikation in erster Linie dem männlichen Helden zugute kommt. Aber wer könnte dieses Mißverhältnis kompensieren? Weitgehend vergeblich halten wir in der zweihundertjährigen Don-Giovanni-Rezeption Ausschau nach Dirigentinnen, Regisseurinnen, Bühnenbildnerinnen, Dramaturginnen, Musikkritikerinnen und Wissenschaftlerinnen, die den zahlreichen Facetten des Don-Giovanni-Bildes ihre Wahrnehmung in Musik, Sprache und Bild hinzugefügt hätten. Auf diese Weise von Männern dominiert, gleicht die Rezeption einem Gerichtsverfahren, in dem männliche Richter, Staatsanwälte, Anwälte und Gerichtsreporter ihre jeweiligen Erfahrungen, Wünsche, Parteilichkeiten in die Wahrheitsfindung einbringen.

Die Oper beginnt, nach der Ouvertüre und einem eher harmlosen Buffo-Liedchen Leporellos, mit einem bis dahin auf der Bühne unvorstellbaren Vorgang, der übrigens für die kühle Aufnahme in Wien mitverantwortlich gewesen sein dürfte: Das Publikum wird nahezu unmittelbar Zeuge eines sexuellen Gewaltakts bzw. der gefühlsdurchtobten Szene, die sich daran anschließt. In der ganzen Heftigkeit, mit der Mozart diese Szene komponiert hat, mit ihren Sforzati, ihren erregten Punktierungen, ihren abgerissenen Sätzen und verzweifelten Hilferufen und den immer neuen diastematischen Steigerungen gibt es keinerlei Indiz dafür, daß wir dem späteren Bericht Donna Annas über den Vorgang zu mißtrauen hätten, ganz zu schweigen

10 in: W. A. Mozart. Don Giovanni, Texte..., a.a.O..

von ihrer Verwirrung, Trauer, Verzweiflung und ihren Rachewünschen, die Mozart im Verlauf der Oper bis hinein in die Ensembles nachgeföhlt und auskomponiert hat.

Klangbeispiel Donna Anna: Non sperar

Diese Anfangsszene löst die weiteren Ereignisse aus, sie ist das symmetrische Gegenstück zu Don Giovannis Untergang im Finale des zweiten Aktes. Bewertung und Verständnis der Oper hängen also nicht unwesentlich von der Bewertung dieses Vorgangs ab. Lapidar hat deshalb Walter Felsenstein an den Anfang seines inzwischen berühmten Programmtextes von 1966¹¹ den Satz gestellt: "Was geschah in Donna Annas Zimmer zwischen ihr und Don Giovanni?" Da, wie meist in solchen Fällen, außer Täter und Opfer keine weiteren Zeugen zur Verfügung stehen, ist die Wahrheitsfindung auf Indizien angewiesen. Und nach allem, was Textbuch und Komposition mitteilen, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Nachdem Don Giovanni nachts verkleidet und vermummt in die Wohnung von Donna Anna eingedrungen ist und sie dort allein überrascht hat, ist es zu einer Vergewaltigung gekommen (Leporello spricht in der 2. Szene von "zwei reizvollen Unternehmungen: die Tochter vergewaltigen und den Vater ermorden"); oder - die zweite Möglichkeit - Donna Anna konnte sich, in Angst und Entsetzen ihre letzten Kräfte mobilisierend, aus der brutalen Umklammerung befreien und der Vergewaltigung entkommen. So ihr immer noch von höchster Erregung geprägtes *Accompagnato* in der 13. Szene. Der Adressat ihres Berichts ist allerdings Don Ottavio; deshalb ist es, im Hinblick auf die strengen Begriffe von weiblicher Ehre oder auch nur aus Rücksicht auf den Verlobten, nicht ausgeschlossen, daß sie ihm das Schlimmste verschweigt. Don Ottavios Erleichterung über den vorgeblich glimpflichen Ausgang haben Da Ponte und Mozart mit einem Einwurf "ohimè, respiro - ich atme auf" pointiert. Ob die Vergewaltigung gelungen ist, scheint mir für den weiteren Verlauf der Oper und für ihre Bewertung von untergeordneter Bedeutung zu sein. Auch eine versuchte Vergewaltigung kann die traumatischen Auswirkungen haben, die uns Da Ponte und Mozart im weiteren schildern.

Wie glauben Sie, wird ein derart mit voreingenommenen Männern besetztes Gericht mit einem solchen Fall umgehen? Erstens wird man den Vorgang

11 Walter Felsenstein: Donna Anna und Don Giovanni (1966), in: W. A. Mozart. Don Giovanni, Texte..., a.a.O. S. 262-266.

insgesamt herunterspielen, etwa von einem harmlosen "Stelldichein" sprechen, wie es der Mozart-Biograph Hermann Abert tut¹². Zweitens aber wird man anstelle Don Giovannis das Opfer zur Beschuldigten machen. Wolfgang Hildesheimer findet Donna Anna "schlechthin unausstehlich, angelegt zwischen Heulsuse und Racheengel", und wirft ihr "permanente, meist exaltierte Erregung" vor¹³. Attila Csampai bemängelt fast in der gesamten Oper ihren "monoton... leidenden Affekt". Sie trage, "nach strengen patriarchalischen Maßstäben erzogen", bereits "Züge der großbürgerlichen höheren Tochter" und sei geprägt von "Empfindlichkeit, Passivität, Larmoyanz und einer gewissen Prüderie". Von diesem Vorwurf ist es nicht mehr weit zu der mit pseudoanalytischem Tiefsinn vorgetragenen Behauptung, Donna Anna habe die Vergewaltigung im Innersten herbeigesehnt. "Entscheidend ist", so Attila Csampai, "daß ihr erstes erotisches Verhältnis sie emotional an den Verführer bindet. Deshalb verfolgt sie ihn auch; sie will ihn festhalten." "Mit seinem nächtlichen Besuch... gelingt es Don Giovanni, ihr enges soziales und psychisches Korsett, hinter dem sich noch eine kindliche Seele verbirgt..., zutiefst zu erschüttern". "Don Giovanni hat nichts in ihr zerstört, sondern nur die dünne Schicht, die ihren inneren Widerspruch verbarg, aufgebrochen"¹⁴.

Hildesheimer räsoniert unverblümt darüber, inwiefern Donna Anna "den Raub ihrer Unschuld genossen habe"¹⁵. Walter Felsenstein erzählt in voyeuristischer Erregung seine Version der Vergewaltigungsnacht nach, behauptet allen Ernstes, Donna Anna sei "fast von Sinnen" gewesen bei dem faszinierenden Gedanken, sich einem Unbekannten hinzugeben, und erst ein in letzter Sekunde mobilisierter Stolz habe ihre leidenschaftliche Erregung in Haß verwandelt: "Aber der Haß kann die Verzauberung, die ihr geschehen ist, nicht vergessen machen"¹⁶.

Die dritte Methode in einem Vergewaltigungsprozeß bestünde schließlich in der Behauptung, der Täter sei weit über einen solchen Verdacht erhaben. Nachdem der Mythos Don Giovanni stilisiert hat zu einem "Stück echten,

12 Hermann Abert: W. A. Mozart, Bd. II, Leipzig 1956, S. 379.

13 W. Hildesheimer: Mozart, a.a.O. S. 233.

14 A. Csampai: Mythos und historischer Augenblick, a.a.O. S.16-19.

15 W. Hildesheimer: Mozart, a.a.O. S. 234f..

16 W. Felsenstein: Donna Anna und Don Giovanni, a.a.O. S. 264.

unbeschädigten Menschentums"¹⁷, bescheinigt ihm sein Anwalt Hildesheimer schlicht: "Don Giovanni ist nicht der Mann, etwas zu rauben, das ihm nicht, als Frucht der einzigen Kunst, die er wirklich beherrscht, dargebracht würde"¹⁸. Walter Felsenstein stimmt ein: "Eine Vergewaltigung widerspräche völlig Giovanni's Wesen und Prinzipien. Sein Begehren entspringt der unendlichen Sehnsucht seiner Sinne, er idealisiert das jeweilige Opfer und verwandelt es in den geforderten Zustand"¹⁹.

Textbuch und Komposition argumentieren anders. Ihre Bilanz sind zwei zumindest versuchte Vergewaltigungen (Zerlinas verzweifelte Hilferufe im Finale des 1. Aktes können nichts anderes bedeuten), ein Mord an einem alten Mann, ein zusammengeschlagener Masetto, dauernde körperliche Gewalt am Diener Leporello und mehrfache Drohungen, auch ihn umzubringen.

Sehen wir uns die "Kunst", die Don Giovanni "wirklich beherrscht", näher an, seinen vielgepriesenen Charme. Da Ponte und Mozart teilen uns durch den Mund seines Dieners Leporello mit, daß er Frauen wie ein riesiges Warenangebot betrachtet, ein Sortiment von Blonden und Braunen, Dicken und Dünnen, Großen und Kleinen, Bäuerinnen und Prinzessinnen. Wo wir Zeuginnen seiner Verführungskunst werden, gibt er lächerliche Allgemeinplätze zum besten, und es überrascht uns nicht, daß Don Giovanni in der gesamten Oper kein einziges Mal ans Ziel seiner Wünsche gelangt. An die Stelle von erotischem Einfallsreichtum treten banale und durchsichtige Versprechungen wie Liebe, Heirat, sozialer Aufstieg und materielle Vorteile (im Fall Zerlinas). Nur der unerotischste und unsensibelste Mann kann auf die Idee kommen, man könnte eine unglückliche Frau, wie Elvira in der 6. Szene des 1. Aktes, mit Sex trösten.

Auch die musikalische Charakterisierung Don Giovanni's widerspricht allen Versuchen, seine Rolle zu heroisieren. Alle anderen Figuren mit Ausnahme der Buffo-Rollen hat Mozart mit einer Fülle von Arien und Ensembles psychologisch einfühlsam und liebevoll auskomponiert. Don Giovanni wird in seinen beiden Verführungsnummern, "Lá ci darem la mano" und der Kanzone "Deh vieni alla finestra", nicht als lebendiges Individuum gezeichnet, sondern als Typus, als auswechselbar - und wenn er im Duett mit Zer-

17 A. Csampai, a.a.O. S. 24.

18 W. Hildesheimer, a.a.O. S. 234.

19 W. Felsenstein, a.a.O. S. 262.

lina tatsächlich verführerisch wirkt, dann wohl deshalb, weil Mozart eine Verführungsszene eben nicht anders als verführerisch komponieren konnte, möglicherweise in bewußtem Gegensatz zu ihrem absichtsvoll banalen Text. Der Kanzonette fehlt diese ironische Brechung, sie klingt mit ihrer abgedroschenen Mandolinbegleitung wie eine Parodie auf das obligatorische nächtliche Ständchen. Auch die sogenannte Champagner-Arie ist vollkommen ungeeignet, Don Giovanni als positiven Helden zu charakterisieren. Die laute Fröhlichkeit, das hektische syllabische Geplapper und das von Mozart ausdrücklich verlangte übereilte Tempo zeigen Don Giovanni eher als süchtigen, von ungesunder Unruhe getriebenen Menschen.

Klangbeispiel Don Giovanni: Arie "Fin ch'han dal vino"

Daß sich Don Ottavio in der Oper sozusagen auf die Seite der Frauen geschlagen hat, daß er sich mit ihnen in vielen Szenen und Ensembles zu einer gemeinsam agierenden Gruppe verbindet, ist ihm von den wissenschaftlichen Mitstreitern Don Giovannis schwer verübelt worden. Zusammen mit Masetto zählt ihn Attila Csampai "zu den eher passiven Figuren der Handlung. Sie sind beide nur zufällig die männlichen Leidtragenden der Liebesverhältnisse, die Don Giovanni eingeht: Sie fungieren beide primär als 'Bräutigame' ihrer Frauen und nur in zweiter Linie als eigenständige charakterlich entfaltete Persönlichkeiten"²⁰. Dies muß man in bezug auf eine Oper, in der nun einmal die Frauen im Vordergrund stehen, nicht unbedingt als Vorwurf lesen. Auch die Unruhe darüber, daß Donna Anna bis zuletzt die Hochzeit mit ihm aufschiebt, entspringt eher einer unreflektierten Männersolidarität als einer vernünftigen Überlegung: Die normgerechte und banale Schlußwendung, daß eine Frau unter die Haube kommt, hätte sich kaum zur Lösung eines Dramas geeignet, das sexuelle Gewalt und Entfremdung thematisiert. Weiter wird Don Ottavio als "brav" und "ewig zaudernd" charakterisiert und, in der Prager Fassung, als der "angepaßte, weichlich-dekadente Abkömmling des 'ancien régime', als kontaktarm, schwächlich, schwächlich, und vor allem gänzlich unerotisch"²¹. Hildesheimer nennt ihn ein "phantasiereiches tugendhaftes junges Herrchen", das kaum vorstellbar sei als Gatte eines "herrischen und leidenschaftlichen Mädchens"²². Das führt uns auf die vermutlich richtige Spur. Hier sind

20 A. Csampai, a.a.O. S. 27.

21 Ebd. S. 29.

22 W. Hildesheimer, a.a.O. S. 235.

natürliche Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen angetastet, und die Figur Don Ottavios wird attackiert, weil sie der entfremdeten und pervertierten Sexualität Don Giovannis eben das gegenüberstellt, was der Titelheld nicht kennt: Wärme, Einfühlungsfähigkeit und Liebe.

In der für die Wiener Aufführung nachkomponierten Arie "Dalla sua pace" hat Mozart Don Ottavios Fähigkeit zur Empathie bildhaft auskomponiert: Donna Annas Seufzer, ihr Zorn und ihre Klagen sind im Orchester bereits zu hören, bevor Ottavio sie nach-empfindet mit den Worten "wenn sie seufzt, seufze auch ich; ihr Zorn ist der meine, ihre Tränen sind die meinen".

Ottavio ist weder ein Held noch ein Gegenspieler im klassischen Sinn, sondern seine Charakterisierung ergibt sich folgerichtig aus Handlung und Personenkonstellation der Oper. Daß er sich eher zögernd verhält und in einer Sache, die schließlich in erster Linie die Frauen angeht, nicht die Handlungskompetenzen an sich reißt und daß er nicht jederzeit mit dem Degen dreinschlägt wie Don Giovanni, zeigt Da Ponte und Mozarts differenzierten Umgang mit Frauen- und Männerrollen, einen Umgang, der sich nicht an Geschlechterpolaritäten und -hierarchien orientiert, sondern an den je individuellen, geschlechtsunabhängigen und situationsbedingten Handlungen, Gefühlen, Fähigkeiten und Bedürfnissen von Menschen.

Klangbeispiel Don Ottavio: Dalla sua pace

Während meiner Lektüre von Don-Giovanni-Analysen habe ich mir gelegentlich vorgestellt, was wohl dabei herausgekommen wäre, wenn die zitierten Autoren sich als Textdichter und Komponisten des Stoffes bemächtigt hätten. Es wäre vermutlich ein unausstehliches Konglomerat von Frauenfeindlichkeiten herausgekommen. Immerhin kann eine so unerfreuliche Fantasie den Blick dafür schärfen, wie konsequent Da Ponte und Mozart alle im Buffo-Repertoire der Zeit naheliegenden Klischees vermieden haben - sei es das von der moralisierenden alten Jungfer, das vom liebestollen Kammerkätzchen oder das von der verblühten Schönheit. An keiner Stelle der Oper und mit keinem einzigen Ton wird eine der beteiligten Frauen lächerlich gemacht. Das einzige Versatzstück dieser Art wird Don Giovanni in den Mund gelegt, als er in der 12. Szene des 1. Aktes von der wütenden Donna Elvira behauptet: "Das arme Mädchen ist verrückt, meine Freunde". Ich brauche nicht näher auszuführen, daß auch dieses wohlfeile Klischee, von Da Ponte in charakterisierender Absicht zitiert, in der Sekundärliteratur affirmativ aufgegriffen wird, indem von Elvira "übersteigert-pathetischen...

Gefühlsausbrüchen" die Rede ist²³. Mozart gibt seinen Kommentar, wie immer, in Tönen, vor allem mit Donna Elviras Arie "Ah fuggi il traditor". Selten hat es in der Musikgeschichte eine Komposition gegeben, die ein so intensives Gefühl mit einem solchen Maß an Beherrschung ausdrückt. Scharfe Akzentuierungen und Punktierungen in der Melodie finden ihr Gegengewicht in einer für das damalige Stilempfinden schon fast altmodischen Baßbetonung, und der Gestus der französischen Ouvertüre wie der gesamte kontrapunktische Satz geben der Arie eine Würde und Gedeihenheit, die Zweifel an der Berechtigung von Elviras Zorn nicht erlauben.

Klangspiel Donna Elvira: Ah fuggi il traditor

Fast am schlimmsten haben die Don-Giovanni-Exegeten der dritten Fraufigur, Zerlina, mitgespielt. Immerhin ist sie die einzige, die auf die grobschlächtigen Verführungsversuche des Titelhelden eingeht und ihnen wohl auch erliegen würde, wenn nicht immer wieder die Ungunst der Verhältnisse diesen Triumph vereiteln würden. Aber schon wegen ihrer naiven Bereitschaft trägt sie nach Csampai "den Keim des neuen, zukünftigen Menschen in sich", ist sie eine "clevere und emanzipierte junge Frau", die "alle Hoffnungen auf eine bessere Welt, auf den zukünftigen, aufgeklärten und natürlichen Menschen in sich birgt"²⁴. Hildesheimer verweist schwärmerisch auf den "unvergleichlichen Essay", in dem Adorno seine "Huldigung an Zerlina" ausbreitet und behauptet, sie nähme "den utopischen Zustand vorweg, in dem der Unterschied von Stadt und Land aufgehoben ist"²⁵. Abgesehen davon, daß dies kaum das Anliegen von Da Ponte und Mozart gewesen sein dürfte, findet Adornos Gedanke seine Fortführung bei Attila Csampai, der über Don Giovanni schreibt: "In seiner Fähigkeit, die Frauen auf Anhieb, mit einem einzigen Blick, aus ihren starren, engumgrenzten Lebensverhältnissen, ihrem engen sozialen Korsett, ihrer Zwangslage zu befreien, ist ein starkes Moment sozialer Utopie enthalten"²⁶.

Es ist aufschlußreich, daß die Autoren mit Emanzipation, Aufklärung und sozialen Utopien direkt die sexuelle Verfügbarkeit von Frauen assoziieren -

23 Schallplattenbeilage, siehe Anm. 2.

24 A. Csampai, a.a.O. S. 21-23.

25 Theodor W. Adorno: Huldigung an Zerlina (1952), in: W. A. Mozart. Don Giovanni, Texte..., a.a.O. S. 261.

26 A. Csampai, a.a.O. S. 26.

eine Assoziation, die eher aus einer dumpfen Vermischung von Allmachtsfantasien, Sexuallängsten und Vulgärmarxismen resultiert als aus einer Analyse, die die historischen Gegebenheiten mit reflektiert. Dem Thema der Oper kommen wir näher, wenn wir uns die Entwicklung Zerlinas ansehen, und zwar in musikalischer Hinsicht. Im Verführungsduett "Là ci darem la mano" hat Mozart sie als Person charakterisiert, die, fast willenlos und schematisch, den Vorgaben des adligen Herrn folgt. Allenfalls gewinnt sie dort für einige Takte Profil und Selbständigkeit, wo sie sich in Masettos Kummer einfühlt und ihren inneren Zwiespalt artikuliert.

Ihren eigenen musikalischen Ausdruck findet Zerlina erst in der Arie "Vedrai, carino" im zweiten Akt. Die "klassische" süßliche Übersetzung "Wenn du fein artig bist" darf nicht davon ablenken, daß sie für ihren Bräutigam Masetto eine der schönsten Liebeserklärungen singt, die wir von Mozart kennen. In ihrer Intensität, klassischen Einfachheit und anrührenden Melodik weist diese Komposition schon voraus auf die Arien und Duette Paminas, Taminos und Papagenos in der Zauberflöte und das dort verherrlichte Ideal bürgerlicher Gattenliebe, das Ende des 18. Jahrhunderts noch in Absetzung von der kritisierten Moral des Adels erhofft wurde:

"Nichts Edlers sei, als Weib und Mann,
Mann und Weib, und Weib und Mann
reichen an die Gottheit an"²⁷.

Klangspiel Zerlina: Arie "Vedrai, carino"

Mozarts ergänzende Kompositionen für die Wiener Fassung haben Zerlina schließlich in einer Weise charakterisiert, die sich überhaupt nicht mehr mit dem gern kolportierten Bild der verführbaren Naiven vereinbaren lassen. Nachdem Donna Elvira im zweiten Akt durch den als Don Giovanni verkleideten Leporello ihre letzte Enttäuschung und tiefste Erniedrigung erfahren hat, ist es in der Wiener Fassung Zerlina, die stellvertretend für alle drei Frauen an Leporello Rache übt. In Rezitativ ("Restati qua...") und Duett ("Per queste tue manine") schleift sie ihn an den Haaren über die Bühne, fesselt ihn an einen Stuhl, beschimpft und bedroht ihn mit einem Messer, um ihm zu zeigen, "welchen Lohn der davon hat, der die Frauen beleidigt". Als Leporello sie, in deutlicher Anspielung auf das "Là ci darem la mano"

²⁷ Schikaneder/Mozart: Die Zauberflöte, Duett Pamina und Papageno "Bei Männern, welche Liebe fühlen".

bei ihren "weißen und zarten Händchen" um Barmherzigkeit anfleht, weist sie diese im Verlauf der Oper gründlich entlarvte "Ritterlichkeit" in erregten Sprüngen und Koloraturen zurück: "Ich bin eine rasende Tigerin, eine Schlange, eine Löwin". Leporello ist - wieder einmal - Stellvertreter seines Herrn, den Zerlina vergeblich herbeiwünscht: "Hätte ich nur das Herz deines Herrn auch hier" (um es herauszureißen und den Hunden vorzuwerfen). Und während sie den gefesselten Leporello mit Schlägen traktiert, schließt sie das Duett mit dem Ausdruck großer Erregung und tiefer Befriedigung: "Vor Freude und Vergnügen fühle ich meine Brust erglühen. So macht man's mit den Männern, so macht man's". Es ist bezeichnend für die oben beschriebene parteiliche Don-Giovanni-Rezeption, daß dieses Duett in den meisten Inszenierungen und Tonträger-Einspielungen ausgelassen wird.

Bevor ich in einem letzten Teil meines Vortrags versuche, einige Beobachtungen zum Don Giovanni zusammenzufassen, möchte ich einen biographischen Exkurs einfügen. Die Bemerkung Hildesheimers über die "intensive Identifikation" Mozarts mit seinem Helden²⁸ erinnert uns daran, daß auch das überkommene Mozartbild dazu beigetragen hat, hier von einer besonderen Affinität zum "Dissoluto punito", zum bestraften Wüstling auszugehen.

Mozart und die Frauen - ein Thema, das fast allen Mozartdarstellungen bis hin zu den Filmproduktionen des Mozartjahres 1991 Farbe, Pikanterie und Dramatik verliehen hat. Wir kennen sie alle - das unbedeutende Gesicht Nannerl Mozarts, die geldgierig verzerrten Züge der Schwiegermutter, das Staunen erregende Dekolleté, von Constanze Weber und die verführerischen Lippen der Wiener Primadonnen. Es wäre zu einfach, sie nur in den Bereich der populären Mozartbilder zu verweisen, sie durchziehen, manchmal weniger krass gezeichnet, auch viele wissenschaftlich gemeinte Darstellungen.

Auch hier gibt es einiges zu korrigieren. In den Quellen weist nichts darauf hin, daß Mozart der erotische Abenteurer war, den die Legende aus ihm gemacht hat. Neben einigen Briefstellen, die auf ein munteres Liebesleben mit Cousine und Ehefrau hindeuten, fällt an seiner Biographie etwas ganz anderes auf: der häufige und intensive Kontakt mit Musikerinnen, also mit Frauen, die sich als kompetente Gesprächspartnerinnen in einer Sache erwiesen, die ihm die wichtigste im Leben war. Ich erinnere daran, daß er mit einer

28 W. Hildesheimer, a.a.O. S. 240.

Schwester aufwuchs, die als erste professionelle Pianistin in die Musikgeschichte eingegangen ist. Mozart hat Frauen zu einer Zeit unterrichtet, als sie von institutionellen Ausbildungsmöglichkeiten noch Jahrzehnte entfernt waren, unter anderem auch in Komposition. Viele seiner Werke sind befreundeten Musikerinnen gewidmet. Als es mit Maria Theresia Paradis zum ersten Mal in der Musikgeschichte eine Frau wagte, selbständig als Pianistin auf eine große Konzertreise zu gehen, schrieb Mozart ihr für diesen Zweck ein Klavierkonzert²⁹. Mozart war befreundet und kooperierte mit Komponistinnen wie Josepha Auernhammer und Marianne Martinez, Mitglied und Doktorin der Philharmonischen Akademie in Bologna. Daß alle diese Frauen in keiner Weise dem bürgerlichen Ideal entsprachen, das Leopold Mozart im Fall der erwachsenen Nannerl noch erfolgreich durchsetzen konnte, war für Wolfgang Amadeus Mozart offenbar kein Thema. Am deutlichsten wird das an seiner Begegnung mit Regina Strinasacchi, die sich für damalige Sitten die Ungeheuerlichkeit leistete, öffentlich als Geigerin aufzutreten. Die Geige gehörte zu den "unschicklichen" Instrumenten, und Pädagogen, Musiktheoretiker und Kritiker überboten sich in Warnungen vor dieser offenbar als männlich oder auch lesbisch empfundenen Musiziergeste. In einem venezianischen Konservatorium ausgebildet, ging Regina Strinasacchi als Fünfzehnjährige auf Reisen und traf 1783 in Wien mit Mozart zusammen. Ohne sich - was dem gängigen Mozartbild entsprechen würde - mit Anzüglichkeiten aufzuhalten, hat Mozart Regina Strinasacchi offenbar als Kollegin ernstgenommen, für sie die Violinsonate KV 454 komponiert und sie eingeladen, bei einem seiner Konzerte mitzuwirken.

Mozart hatte also eine ausgesprochen liberale und sachorientierte Einstellung zu Frauen, und es ist schwer vorstellbar, daß er etwa Opernsängerinnen in erster Linie unter erotischen Gesichtspunkten wahrgenommen hätte. Dazu war seine Beobachtung ihrer künstlerischen Fähigkeiten zu präzise, und die Rollen, die er beispielsweise im Don Giovanni für Teresa Saporiti, Caterina Micelli, Teresina Bondini und Caterina Cavalieri³⁰ geschrieben hat, sind eindrucksvolle Reverenzen vor ihren professionellen Leistungen. Zu diesen von Mozart fachlich geschätzten Kolleginnen gehörte übrigens

29 Mutmaßlich KV 456.

30 Für Caterina Cavalieri entstand in der Wiener Fassung zusätzlich die Arie der Elvira "Mi tradi quell'alma ingrata" (Nr. 21 b).

auch die Sängerin Josepha Duschek, in deren Prager Haus Don Giovanni zuende komponiert wurde.

Wenige Tage nach der Uraufführung der Oper finden wir in einem Brief Mozarts an Gottfried von Jacquin folgenden aufschlußreichen Satz: "Ist das vergnügen einer flatterhaften, launigten liebe, nicht himmelweit von der Seeligkeit unterschieden, welche eine wahre vernünftige liebe verschafft?"³¹. Eine "wahre vernünftige liebe" scheint ihn auch mit Constanze verbunden zu haben, von der er sich fast nie trennte und mit der er - offenbar auch in sexueller Hinsicht - eine harmonische Ehe führte, eine Tatsache, die eifersüchtigen Biographen bekanntlich schon schwer zu schaffen machte.

Ich komme zum Schluß. Mozart und Da Ponte haben in dieser Oper in vielfältiger Weise menschliche Befindlichkeiten, Sehnsüchte, emotionale Fähigkeiten und Unfähigkeiten, existentielle Bedürfnisse und Erfahrungen von Verletzung und Demütigung ausgedrückt. Viele Interpretationsmöglichkeiten haben sie offengelassen, vielleicht macht gerade dies die Anziehungskraft der Oper aus. Aber in einigen Punkten haben sie Entscheidungen und Festlegungen getroffen, ungeachtet einer Rezeptionsgeschichte, die sich darüber im Projektions-Überschwang hinweggesetzt hat. Ich will diese Festlegungen in sechs Thesen skizzieren.

1. Schon im Textbuch wird von allen vorgestellten Charakteren der Don Giovannis am wenigsten plastisch. Er ist zwar allgegenwärtig, zumindest in der dritten Person, er ist die Zentralfigur, die das Geschehen in Vorgeschichte und Bühnengegenwart motiviert. Mehrschichtig, plastisch und entwicklungsfähig sind aber die anderen, die das eigentliche Thema repräsentieren: die Verletzungen durch entfremdete Sexualität und emotionale Instrumentalisierung von Menschen. Die Figur des Don Giovanni gleicht dem Kern einer Bronzeplastik, eines Hohlgusses, den man zwar im Prozeß der Herstellung braucht, der selbst aber nicht Gegenstand und Ziel des künstlerischen Interesses ist.

Wenn wir im Textbuch nach einer Begründung seiner Haltung suchen - und sie wäre als hedonistisches Lebensprinzip für Da Ponte leicht greif-

31 Brief vom 4. Nov. 1787, zit. nach: Mozart. Briefe und Aufzeichnungen Bd. IV, Kassel usw. 1963, S. 59.

bar und fomulierbar gewesen -, so finden wir nur ein paar lapidare Sätze, wie: "Die Frauen sind für mich wichtiger als das Brot, das ich esse, und die Luft, die ich atme" (im Rezitativ Anfang des zweiten Aktes). Bezeichnend für Don Giovannis Charakterisierung ist, daß er sich in dieser Oper über das Essen vergleichsweise ausführlich ausläßt.

2. Auch Mozart scheint sich für die Rollen der drei Frauen und des Don Ottavio stärker interessiert zu haben. Vor allem durch die Änderungen und Zusätze der Wiener Fassung gewinnen sie deutlich mehr musikalisches Profil. Es wäre für Mozart ein Leichtes gewesen, so weit für Änderungen im Textbuch zu sorgen, daß er den Titelhelden mit der großen Arie hätte ausstatten können, die man normalerweise erwarten darf: eine Arie, in der er sich selbst darstellt, in der wir seine Beweggründe, seine Lebensphilosophie, seine Ziele kennenlernen. Eine solche Arie gibt es nicht, weil Don Giovanni keine Idee, keine Ideale im Sinn eines bürgerlichen Helden vertritt.
3. Musikalisch wie textlich stehen die Frauenrollen im Zentrum. Zunächst in Reaktion auf Don Giovanni, verkörpern sie zunehmend selbständig die Wünsche, Verletzungen, Widersprüche und Entwicklungen, um die es in dieser Oper geht. Auf der Frauenseite, in die wir Don Ottavio einbeziehen können, stehen die wahren, intensiven, umfassenden, teilweise widersprüchlichen und tragischen Gefühle, auf der Männerseite (ausgenommen Masetto) die Lügen, der Zynismus, der Verrat. Daß am Ende eine höhere Macht eingreifen und in einer pompösen Höllenfahrt den Unbelehrbaren vernichten muß, liegt nicht an der Schwäche der Frauen, sondern an ihrer Stärke. Die Variante, daß ein Vater, Bruder oder Ehemann dies mit einem Schwertstreich erledigt, hätte die Frauen degradiert. (Die zweite logisch denkbare Möglichkeit, daß die Frauen selbst zur Waffe greifen, war historisch noch kaum denkbar, jedenfalls nicht auf der Opernbühne. Zerlinas Rache-Aktion deutet sie immerhin an.)
4. Obwohl es sich um ein Gattungsgemisch aus Buffo-Oper und Seelendrama handelt, haben es Da Ponte und Mozart mit beachtlicher Sicherheit verstanden, die Würde der beteiligten Frauen zu erhalten. Die Oper ist reich an derber Komik, an Prügeleien, Verwechslungen, karikierenden Überzeichnungen. Die Frauen werden von allen wohlfeilen Anzüglichkeiten mit bemerkenswertem Feingefühl verschont.

5. Die dramatischen Gefühle der Frauen, besonders Donna Annas und Donna Elviras, ihre Verzweiflung, ihr Zorn und ihre Rachewünsche, Überschreiten weit die Grenzen, die die bürgerlichen Philosophen und Pädagogen gerade Ende des 18. Jahrhunderts so wortreich predigten. Weit davon entfernt, ihre Arien auf anmutige Trauer und Larmoyanz zurückzustützen, hat Mozart den Frauen eine Attraktivität, Ausdruckskraft und Menschlichkeit zurückgegeben, die - jedenfalls was den positiven Frauencharakter angeht - in der bürgerlichen Oper Seltenheitswert besitzen.
6. Im Übereifer der Don-Giovanni-Exegeten, im Windschatten ihres Helden an seinem Männlichkeitsmythos zu partizipieren, ist der gesellschaftskritische Aspekt der Oper weitgehend übersehen worden. Don Giovanni steht nicht für die Utopie einer sexuellen Befreiung, sondern für die Sexualmoral des Adels und die Hemmungslosigkeit, mit der er Menschen für den eigenen Genuß ausbeutete. Wie drei Jahre zuvor Schillers "Luise Millerin" artikuliert auch Don Giovanni die Kritik am absolutistischen System und seinen zerstörerischen Auswirkungen auf die Menschen. Die Hinweise auf diese Thematik sind zahlreich, wenn auch teilweise in den Buffo-Passagen angesiedelt: von Leporellos Herrschelche in der Introduction, der deutlichen Anspielung auf das *ius primae noctis* bei der Verführung Zerlinas, dem Hymnus auf die Freiheit und der ständischen Schichtung der Tänze im Finale des ersten Aktes sowie Masettos bewaffneter Bauerntruppe bis zu der Begründung Don Giovannis, als er mit Leporello die Kleider tauschen will: "Die herrschaftlichen Kleider haben bei Leuten dieses Standes [Donna Elviras Zofe] wenig Kredit"³².

Wir erinnern uns, daß auch im Figaro die Sexualmoral des Adels zur Debatte stand. Aber während Graf Almaviva dort nach einer peinlichen Entlarvung noch glimpflich davonkommt, büßt Don Giovanni mit einem zum großen Bühnenspektakel aufgedonnerten Tod. Daß dies 1787 einem Adligen widerfährt, ist fast revolutionär, und vielleicht mußte deshalb über allem jener Titel stehen, der Interpretation und Analyse wieder vor neue Rätsel stellt: "dramma giocoso".

³² 2. Akt, 1. Szene.

Marianne Friese

Frauenforschung auf dem Weg in die Institution.

Am Beispiel der Gründung des „Zentrums für feministische Studien“ an der Universität Bremen.

Die Universität Bremen plant die Einrichtung eines „Zentrums für feministische Studien“. Hierzu wurde vom Akademischen Senat der Universität im Juni 1995 ein Memorandum abgestimmt und eine Gründungskommission eingesetzt mit dem Ziel, ein Forschungs-, Lehr- und Organisationskonzept für ein „Zentrum für feministische Studien“ zu entwickeln. Dem nach intensiver Arbeit in der Kommission erarbeiteten Planungsentwurf stimmte der Akademische Senat im Dezember 1996 zu. Im folgenden werden einige Grundlinien skizziert.

Zur Vorgeschichte

Die Universität Bremen hat im Rahmen ihrer Hochschulentwicklungsplanung und Frauengleichstellungspolitik im Jahre 1992 eine Schwerpunktsetzung im Bereich der Frauenforschung beschlossen mit dem Ziel, neben der Förderung der quantitativen Steigerung des Frauenanteils am wissenschaftlichen Personal auch qualitative Veränderungen zur Verankerung feministischer Studien in Forschung und Lehre in Gang zu setzen. Die auf der Basis der „Richtlinie zur Erhöhung des Anteils von Frauen am wissenschaftlichen Personal der Universität Bremen“ beschlossenen und teilweise umgesetzten Maßnahmen führten dazu, daß durchaus punktuelle Fortschritte in der Etablierung von Frauengleichstellung und Frauenforschung (z.B. feministische Lehraufträge, Verankerung von frauenspezifischen Inhalten in einzelnen Prüfungs- und Studienordnungen, Promotions- und Habilitationsförderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses) erzielt wurden. Die durch das Sachgebiet „Frauen“¹ und die Arbeitsgruppe „Women

1 Das Sachgebiet „Frauen“ ist als Stabsstelle der Universitätsleitung zugeordnet und besteht aus: der Arbeitsstelle zur Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen in der Wissenschaft (Frauenbüro) und der Arbeitsstelle gegen sexuelle Diskriminierung und Gewalt am

Studies“² 1994/95 durchgeführte Bestandsaufnahme zum Stand der Frauenforschung und -lehre brachte jedoch hervor, daß die strukturelle Dimension der Ungleichheit zwischen Männern und Frauen auch an der Universität Bremen weitgehend unberührt blieb. Die Einzelmaßnahmen vermochten es nicht, die entscheidenden Voraussetzungen für einen hochschulpolitischen Strukturwandel zu schaffen: Die bestehende Schere zwischen steigendem Studentinnenanteil und der gravierenden Unterrepräsentanz von Frauen in der Professorenschaft konnte nicht spürbar geschlossen werden. Der damit verbundene Charakter der Diskontinuität und „Zufälligkeit“ feministischer Forschung und Lehre besteht nach wie vor. Die Knappheit der Mittel und weiterhin existierende Diskriminierungsstrukturen ermöglichen es noch immer nur wenigen Wissenschaftlerinnen, in eine abgesicherte akademische Karriere zu münden. Eine gezielte Institutionalisierung und Professionalisierung von Frauen- und Geschlechterstudien fand keineswegs statt.

An diesem strukturellen Defizit setzt die Gründungsidee an. In einem ersten Schritt wurde im Juni 1995 auf Vorschlag der Arbeitsgruppe „Women Studies“ durch den Akademischen Senat ein Memorandum zur „Institutionalisierung eines Zentrums für feministische Studien an der Universität Bremen“ in Form einer Zentralen Wissenschaftlichen Einrichtung beschlossen.

Konzeptionelle Gründungsideen

Mit dem Namen „Feministische Studien“ verbindet sich ein inhaltlicher und institutioneller Rahmen, der zwei nicht zu trennende Elemente der Frauen- und Geschlechterforschung verknüpft. Es geht zum einen darum, den androzentrischen Bias aller Fachrichtungen zu revidieren. Frauen als Subjekte und Objekte der Wissenschaft „sichtbar“ zu machen, bedeutet auch, „Geschlecht“ als analytische Kategorie einzuführen und das Geschlechterverhältnis in Forschung und Lehre strukturell zu verändern. Das Zentrum hat das Ziel, sowohl den Studierenden als auch den Lehrenden eine organisatorische und inhaltliche Struktur zur Verfügung zu stellen, die es ermöglicht, die bisherigen Aktivitäten und Ergebnisse im Bereich der feministischen Forschung zu bündeln, disziplinär und interdisziplinär weiterzuentwickeln

Ausbildungs- und Erwerbsarbeitsplatz (ADE) sowie seit 1996 aus der Geschäftsstelle der Gründungskommission „Zentrum für feministische Studien“.

2 Die AG „Women Studies“ wurde vom Sachgebiet „Frauen“ initiiert. Interessierte Wissenschaftlerinnen und Studentinnen erarbeiteten die ersten Gründungsideen zur Institutionalisierung von Frauenforschung.

und zu vernetzen, fachlich zu professionalisieren und fächerübergreifend zu institutionalisieren.

Die Umsetzung dieser Perspektive soll in Forschung und Lehre erfolgen. Hochschulen sind den Interessen der Studierenden an inhaltlicher, akademischer und berufsorientierender Qualifikation verpflichtet wie den Interessen der Lehrenden an bestimmten Forschungsschwerpunkten. Sie haben nicht zuletzt die Aufgabe, die Rekrutierung und Qualifizierung des wissenschaftlichen Personals zu fördern. An dieser dreifachen Aufgabenstellung ist die Gründungsidee orientiert. Es soll eine Struktur geschaffen werden, die die Chance bietet, das zentrale Anliegen feministischer Wissenschaft, nämlich die strukturelle Grundlegung des Geschlechterverhältnisses in Forschung und Lehre, zu realisieren.

Vorgesehen ist, das Zentrum auf Basis einer fachlichen und personellen „Doppelstruktur“ zu gründen: Forschungsvorhaben, Lehrende, Studierende und Veranstaltungen sollen einerseits im Zentrum, andererseits in den Fächern wirken. Von dieser Struktur wird in mehrfacher Hinsicht eine innovative Entwicklung erwartet:

Forschungsstrategisch besteht die Chance, feministische Wissenschaft sowohl inhaltlich wie personell von der Reduktion des „Besonderen“ zu befreien, Separierung zu vermeiden ohne auf die unverzichtbare Intensivierung feministischer Forschung zu verzichten. Die disziplinäre Integration bietet umgekehrt die Chance, die Desiderate der Disziplinen aufzugreifen und den Fächerkanon grundlegend durch die Einführung der Kategorie „Geschlecht“ zu erweitern.

Diese strukturelle Veränderung ist ebenso bedeutsam für die Lehre. Durch die verbindliche Einführung feministischer Lehrinhalte in die Studien- und Prüfungsordnungen der Fächer und die gleichzeitige Vertiefung feministischer Studien in einem interdisziplinär ausgerichteten Zentrum besteht die Chance für Studierende wie für Lehrende, Fragen der Geschlechterverhältnisse gleichzeitig als grundlegende wie auch fachlich spezialisierte Studieninhalte zu begreifen.

Für den Planungsprozeß und die Konkretisierung wurde durch den Akademischen Senat eine Gründungskommission, bestehend aus universitären Mitgliedern - Hochschullehrerinnen, Akademischem Mittelbau und Studentinnen - sowie auswärtigen Expertinnen, eingesetzt. Die Gründungskommission konstituierte sich im Dezember 1995. Zur Unterstützung der Arbeiten wurde im April 1996 eine Geschäftsstelle eingerichtet. Nach in-

tensiven und spannenden Planungsprozessen wurden folgende Schwerpunkte entwickelt.

Forschungsverständnis und Schwerpunkte

Die Forschung des „Zentrums für feministische Studien“ zielt darauf, zum Rahmenkomplex Geschlechterverhältnisse und Modernisierung historische, theoretische und empirische Studien zur regionalen und internationalen Frauen- und Geschlechterforschung durchzuführen. Erkenntnistheoretisch und methodologisch werden folgende Optionen zugrundegelegt: Die Forschungen orientieren sich erstens an dem von der feministischen Forschung entwickelten Paradigma, „Geschlecht“ als historische und soziale Kategorie zu entfalten und damit grundlegende erkenntnistheoretische Revisionen einzuleiten. Zweitens soll der kategoriale Status von Geschlecht mit einer theoriegeleiteten und empirisch fundierten Analyse eines „doing-gender“-Prozesses verknüpft werden, indem die unterschiedlichen individuellen und gesellschaftlichen Ausformungen von Geschlechterverhältnissen konkret-historisch und gegenstandsbezogen untersucht werden. Diese Perspektive der Geschlechterverhältnisse schließt drittens die Verschränkung von Struktur und Handlung ein. Es wird viertens gleichzeitig eine Erweiterung der Perspektive von der Geschlechterdifferenz auf die sozialen Unterschiede zwischen Frauen vorgenommen. In der Gesamtperspektive geht es darum, die Komplexität der individuellen wie gesellschaftlichen Verschränkung der Dimensionen Geschlecht, Klasse, Ethnizität, Generation, Sexualität in ihrer jeweiligen konkreten Ausformung empirisch zu untersuchen, analytisch zu systematisieren und an der Schnittstelle von Grundlagenforschung und konkret angewandter Forschung zu vermitteln.

Methodisch wird auf der Grundlage der vorhandenen und von der Gründungskommission evaluierten Forschungskapazitäten der Universität Bremen sowie der im Rahmen der Hochschulentwicklungsplanung vorgesehenen Professuren und Dozenturen ein fächerübergreifender, interdisziplinärer Ansatz vorausgesetzt. Gleichzeitig werden im Rahmen der Auswertung des internationalen Forschungsstandes diejenigen Forschungsbedarfe aufgegriffen, die innovative Ergebnisse für regionale und internationale Perspektiven erwarten lassen. Zudem ist entscheidend, daß die für das Zentrum anvisierte doppelte Anbindung in Forschung und Lehre sowohl im Zentrum als auch in den Fächern bereits auf der strukturellen Ebene den Austausch von Forschungsfragen und Ergebnissen ermöglicht. Forschungsstrategisch

wird von der geplanten Verknüpfung zwischen dem „Zentrum für feministischen Studien“ und den Fachbereichen eine weitere, für bisherige Forschungsstrukturen neue Entwicklung erwartet. Die interdisziplinäre Bündelung feministischer Studien und gleichzeitig disziplinäre Vertiefung der Forschungen soll einerseits zu einer Konsolidierung und Perspektiverweiterung der Frauen- und Geschlechterforschung beitragen. Von der Verknüpfung mit den jeweiligen Fächern wird gleichzeitig eine fachliche Differenzierung feministischer Forschungs- und Lehrinhalte sowie die Integration in die curriculare Systematik der Fächer erwartet. Von daher ist es grundlegend, daß die Forschungsschwerpunkte die Bedarfe der jeweiligen Studiengänge und Fachbereiche abdecken und zugleich disziplinär zu einer Profilierung des gesamten Faches beitragen.

Auf der Basis dieser inhaltlichen und methodischen Zielsetzungen ist die Einrichtung von zwei übergreifenden Forschungsschwerpunkten geplant, die traditionellerweise den Großbereichen „Naturwissenschaft und Technik“ und „Geistes- und Gesellschaftswissenschaften“ zugerechnet werden. Im Bereich Naturwissenschaften geht es darum, die Genese und Verwendung naturwissenschaftlichen Wissens zu analysieren und mit Fragen der Umweltforschung zu verknüpfen. Der Forschungsbereich Technik zielt darauf, die Geschlechterverhältnisse in der Informatik zu analysieren und den Ausformungsprozeß von Geschlechterverhältnissen im Zuge der Gestaltung und Anwendung von Informationstechnik theoretisch zu untersuchen und praktisch zu erproben. Der Forschungsbereich Gesundheit soll diese Perspektiven mit gesellschaftswissenschaftlichen Fragestellungen verbinden und stellt somit eine produktive Schnittstelle zwischen den Großbereichen dar. Der Schwerpunkt Kultur und Bildung zielt darauf, in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien mit bildungs-, arbeits- und sprachwissenschaftlichen Gegenständen zu vermitteln. Hier eingeschlossen ist die Kooperation zu den Bereichen Recht der Geschlechterbeziehungen und Soziologie der Geschlechterverhältnisse.

Von der Konzentration auf die genannten einerseits disziplinübergreifenden, andererseits auf „nahe“ Forschungsbereiche gebündelten Schwerpunkte werden eine Weiterentwicklung feministischer Theorie und Praxis sowie neue Forschungsperspektiven im Hinblick auf ausgewählte regionale und internationale Forschungsbedarfe erwartet. Gleichzeitig sollen traditionelle Grenzziehungen überwunden und neue Perspektiven für Theorie und Wissenschaftspraxis hergestellt werden.

Lehre

Mit der Gründungsidee ist das Ziel verbunden, nicht nur Forschung zu intensivieren, sondern auch zur Verbesserung und Qualitätssicherung der Lehre beizutragen. Strukturell gilt hierfür auch die oben skizzierte „Doppelstruktur“ und Vermittlung zwischen disziplinären und fächerübergreifenden feministischen Studien. Im Zentrum sollen drei Ebenen verknüpft werden. Das Zentrum soll erstens ein eigenständiges Lehrangebot in Form eines Magisternebenfachs „Feministische Studien“ einrichten, zweitens ein anwendungsbezogenes Kursangebot im Bereich der Weiterbildung entwickeln und drittens unterstützend bei der bereits begonnenen Verankerung feministischer Lehre in den Fachbereichen sowie in Studien- und Prüfungsordnungen wirken.

Das Zentrum soll einen Beitrag dazu leisten, ein kontinuierliches, curricular aufeinander abgestimmtes Lehrangebot im Bereich feministischer Studien sicherzustellen. Zugleich soll insbesondere dem Defizit im Bereich des professoralen Lehrangebots entgegengewirkt werden. Da die disziplinierte Fächerstruktur feministischen Fragestellungen nicht vollständig gerecht werden kann, ist es erforderlich, das Curriculum „Feministische Studien“ interdisziplinär auszurichten. Das hat zugleich den Vorteil, den Studierenden eine breite Ausbildung zu sichern, wie sie gegenwärtig zunehmend in den Berufs- und Praxisfeldern gefordert ist. Mit der Auflösung fester und beständiger Berufsbilder sind im Studium komplexe und profunde Qualifikationen und Kompetenzen zu vermitteln. Ein derartiger Studiengang könnte zur Entwicklung gesellschaftlich notwendiger neuer Qualifikationsprofile beitragen. Dabei kommt neben der Vermittlung und intensiven Bearbeitung der Grundlagen der feministischen Wissenschaft der Schwerpunktsetzung und Spezialisierung analog der im Zentrum etablierten Forschungsbereiche eine wichtige Rolle zu. Mit der Ansiedlung von Forschung und Lehre in einem Zentrum wird die Möglichkeit geschaffen, neue Forschungsperspektiven direkt in die Lehre zu transferieren.

Nachwuchsförderung

Vor dem Hintergrund des erwarteten Strukturwandels, vor allem des „Generationen-wechsels“ an den Hochschulen, stellt die Qualifizierung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses eine vordringliche Aufgabe dar. Ein wesentliches Instrumentarium, quantitativ und qualitativ den An-

teil von Frauen am Arbeitsmarkt Hochschule zu vergrößern, ist die Förderung von Frauen im Akademischen Mittelbau, also in den Qualifikationsphasen zur Promotion und speziell zur - nach wie vor größten Hürde - Habilitation. Zur gezielten Nachwuchsförderung sollen dem Zentrum in erster Linie Stellen zur Promotion und Habilitation, in zweiter Linie Stipendien bereit gestellt werden. Die Einrichtung einer Post-Doc-Förderung in Form eines Graduiertenkollegs wird geprüft. Darüber hinaus wurde die Kooperation mit dem Aufbaustudiengang „Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien“ an der Universität Oldenburg begonnen. Damit kann zum einen auf postgradualer Ebene der großen Nachfrage von Studentinnen in den Geistes- und Kulturwissenschaften begegnet werden. Zum anderen soll mit einer spezifischen Nachwuchsförderung in diesem Bereich und deren institutionellen Verankerung in Form eines Aufbaustudiengangs dazu beigetragen werden, ein vorhandenes Defizit in der universitären Frauen- und Geschlechterforschung auszugleichen.

Kooperation und Vernetzung

Im Laufe des Planungsprozesses hat die Gründungskommission begonnen, regionale und überregionale Kooperationsbeziehungen aufzubauen und im Rahmen der oben skizzierten Schwerpunkte fachlich zu vernetzen. Eine erste Initiative lag im Aufbau eines universitären Nordverbundes, in dem die kulturwissenschaftlichen Kooperationen mit der Universität Oldenburg sowie arbeits- und bildungswissenschaftliche Projekte mit der Universität Lüneburg geplant und begonnen wurden. Die Vernetzung mit weiteren Universitäten im „Nordverbund“ ist geplant. Gleichzeitig wurden internationale Vernetzungen, wie z.B. im European Network und ERASMUS-Programm aufgebaut.

Perspektiven

Die Gründung des Zentrums ist noch für dieses Jahr (1997) geplant. Wir hoffen, die in der Gründungskommission begonnenen wissenschaftlichen Entwicklungen und frauenpolitischen Vernetzungen auf dem ebenso spannenden wie schwierigen Weg in die Institution „Zentrum für feministische Studien“ produktiv fortzusetzen, die Vermittlung von Frauenförderung und Frauenforschung weiter zu intensivieren und schließlich einen relevanten Beitrag zur Weiterentwicklung von Frauen- und Geschlechterstudien zu leisten.



Fachbereich 1 - Pädagogik
Seminare zum Fach Sachunterricht

Prof. Dr. Astrid Kaiser

Alle Seminare waren für die Geschlechterfrage thematisch geöffnet. In zwei Seminaren erschienen mehrere Nicht-Seminarteilnehmerinnen und wollten an dieser Veranstaltung bewußt teilnehmen. Von den letzteren beiden will ich kurz berichten.

Lernvoraussetzungen für sozialwissenschaftlichen Sachunterricht

Eine wesentliche Zielvorstellung des Seminars war es, den Begriff der „Lernvoraussetzung“ näher zu verstehen, verschiedene Methoden der Lernvoraussetzungsforschung kennenzulernen und eigene empirische Kurzerhebungen zu planen, durchzuführen und auszuwerten.

Als Vorbereitung zur Frauenstudienwoche wurde die Thematik der Lernvoraussetzungsforschung auf die Frage der subjektiven Sicht des Geschlechterverhältnisses bei Grundschulkindern spezifiziert. Eine Gruppe von Studierenden hatte mit den Methoden der Bildanalyse wie der Assoziationskette kurze Piloterhebungen in verschiedenen Schulklassen gemacht. Dieses Material sollte gemeinsam im Seminar geprüft und ausgewertet werden. Die Auswertung der Rohdaten wurde im Rahmen der Frauenstudienwoche begonnen. Da die Kategorisierung offen erhobener Daten ohnehin einer externen Validierung bedarf, war die Anwesenheit „neuer Teilnehmerinnen“ ein willkommener Weg, exemplarisch zu dokumentieren, wie die Kriterienwahl bei qualitativen Auswertungsprozessen zwischen „Ingroup“ und externer Gruppe differieren kann.

Wichtig für alle Teilnehmenden war, daß bei vielen sozialwissenschaftlich relevanten Inhaltsbereichen die Lernvoraussetzungen von Mädchen und Jungen differieren - so auch bei der Thematik „Mädchen und Jungen“. Die Assoziationsketten der befragten Mädchen und Jungen waren von der Semantik, der gewählten Metaphorik, dem Ausmaß an Stereotypisierung bzw. Differenzierung, der Differenz von Selbst- und Fremdbild deutlich zu differenzieren. Dabei wurde gerade von den Besucherinnen der Frauenstudienwoche Erstaunen über die empirischen Ergebnisse mitgeteilt, während die SeminarteilnehmerInnen aufgrund ihrer Erfahrungen bei der Auswertung von Piloterhebungen zu anderen Themen bereits auf die Sicht von Differenzen eingestellt waren.

Theoretische Fragen der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen und von pädagogischen Veränderungsmöglichkeiten wurden aus der intensiv und motiviert geführten Diskussion in die weiteren Sitzungen des Seminars hineingetragen.

Alternativen zum Arbeitsblattunterricht im Sachunterricht

Diese Veranstaltung begann mit einem Konflikt. Zwei Studentinnen, die noch inhaltlichen Diskussionsbedarf bezogen auf die vorangegangenen Stunden hatten, wollten nicht auf die im Plan vorgesehene Spezifizierung des Seminarthemas auf Arbeitsblätter zur Mädchen-Jungen-Thematik eingehen, sondern vorerst ihre Probleme behandeln. In der anschließenden Diskussion wurde ein Modus-Vivendi gefunden: Die Problemdiskussion wurde auf die nächste Seminarsitzung verschoben.

In Gruppenarbeit wurde - wie in zwei vorangegangenen Seminarstunden - arbeitsteilig das auf dem Markt verfügbare Material an Arbeitsblättern zur Mädchen-Jungen-Frage nach den gemeinsam erarbeiteten Kriterien untersucht. Die abschließende Diskussion führte zu erwartungswidrigen Ergebnissen: Diejenigen Teilnehmerinnen, die neu in die Runde des Seminars als Gäste gekommen waren, äußerten sich deutlich positiver gegenüber den vorliegenden Materialien, weil sie überhaupt die Thematik der Geschlechterfrage im Unterricht für wichtig hielten. Die „alteingesessenen“ SeminarteilnehmerInnen äußerten vor allem Kritik am Material im Hinblick auf zu große Stereotypisierung und zu wenig Kreativität bei der Gestaltung.

Im Laufe der Diskussion entwickelte sich eine Umkehrung der anfänglichen Abwehr der Geschlechterthematik: Die „neuen“ Teilnehmerinnen wurden kritisiert, sie seien zu wenig konsequent in der Kritik vorhandener Geschlechterstereotype. Die „alteingesessenen“ SeminarteilnehmerInnen entwickelten immer mehr Engagement für die Thematik der Geschlechterfrage auch in unterrichtlichen Medien und wendeten die im Laufe des bisherigen Seminars entwickelten Kriterien konsequent auf diese Thematik an und entwarfen in Ansätzen konstruktive neue Dimensionen von dem Gleichberechtigungspostulat adäquaten Unterrichtsmedien.

Fachbereich 1 - Pädagogik**Dr. Karin Kurpjoweit****Seminar:****Frauen, Bildung und Arbeit im europäischen Vergleich****Thema der Sitzung am 18.06.1996:****Frauen in Irland****Verfasserinnen: Jenka Gahn / Maika Finselberger**

Das Seminar hatte zum Ziel, die Lebenssituation von Frauen im europäischen Vergleich darzustellen. Ausgewählt war der Gleichstellungsaspekt mit Bezügen zur Arbeitsmarkt-, Bildungs-, Familien- und Sozialpolitik. Da Gleichstellung einen gesellschaftsverändernden formalen Aspekt in der Diskussion zum Geschlechterverhältnis darstellt, sind diese Bezüge im Ländervergleich der EU besonders berücksichtigt worden. Gleichstellung ist die Voraussetzung für eine veränderte, differenzierte Geschlechterkultur (Mechthild Cordes: Frauenpolitik, Opladen 1996).

Die Republik Irland ist stark durch den beherrschenden Einfluß der katholischen Kirche geprägt. Die Insellage Irlands hat bewirkt, daß sich die tiefe Frömmigkeit, traditionelle Wertvorstellungen und die bäuerliche Lebensweise fast ungebrochen erhalten haben. Im Zuge des EG-Beitritts (1.1.1973) und unter dem wachsenden Druck der sich zeitgleich entwickelten Frauenbewegung, hat Irland eine starke Reform seiner Gesetze vornehmen müssen.

Noch 1984 schrieb die "Women's Right to choose Campaign" in einem Flugblatt: "All women are sexually oppressed in Ireland". Verhütung war bis Anfang der 70-er Jahre illegal, dann Verheirateten auf Rezept gestattet und erst seit ein paar Jahren für alle möglich. Abtreibung ist in Irland nach wie vor und ohne Ausnahme (auch bei Vergewaltigung!) verboten. Scheidung war per Gesetz verboten, im November letzten Jahres gab es jedoch erneut ein Referendum, was diesmal knapp für die gesetzliche Einführung der Scheidung ausging.

1973 (EG-Beitritt!) wurde das Beschäftigungsverbot für verheiratete Frauen im öffentlichen Dienst aufgehoben. Dies hatte einen starken Anstieg der Frauenerwerbsarbeit und einen Rückgang der Geburtenrate zur Folge, denn die staatliche Kleinkindversorgung fehlte. Im Laufe der 70-er Jahre wurden weitere Gesetze erlassen, die zu einer Gleichstellung von Männern und Frauen führen sollten:

- 1974 Anti-Discrimination Act
- 1975 Anti-Discrimination-Pay Act (beinhaltet das Prinzip gleicher Löhne bei gleichwertiger Arbeit;)
- 1977 Employment-Equality Act (beinhaltet gleiche Chancen für Männer und Frauen im Bezug auf den Zugang zu Ausbildung und Beruf, Arbeitsbedingungen und berufliche Aufstiegsmöglichkeiten;)

Doch wie auch anderswo herrscht die Gleichheit mittlerweile zwar auf dem Papier, nicht jedoch in der Praxis.

Heute hat Irland noch die niedrigste Frauenerwerbsquote Europas (32,7% (1989)) und die höchste Geburtenrate (2,2%). Mutterschaft ist in Irland unter den derzeitigen Bedingungen nicht zu vereinbaren mit Vollzeitarbeit und nur sehr schwer mit Teilzeitarbeit. Die Möglichkeiten der Kinderbetreuung sind sehr schlecht, Erziehungsgeld und Elternurlaub gibt es nicht, erst seit 1981 haben Irlands Frauen einen Anspruch auf 14 Wochen Mutterschaftsurlaub bei einem Einkommensersatz von 70% des durchschnittlichen Bruttoverdienstes. Die irische Politik bietet alles andere als Chancengleichheit für die irischen Frauen. Als Folge arbeiten weniger als 30% der Frauen, die kleine Kinder haben; die meisten verlassen den Arbeitsmarkt mit der Geburt ihres ersten Kindes. Während die Vollzeit-erwerbsquote der Frauen deutlich zurückging, nahm die Teilzeitarbeit und befristete Arbeit zu. Auch in Irland ist eine starke Segregation des Arbeitsmarktes festzustellen. Frauen sind überwiegend im Dienstleistungssektor und/oder als Teilzeitkräfte beschäftigt.

Ein weiteres Problem Irlands ist die hohe Arbeitslosigkeit. 1991 betrug die Arbeitslosenquote 17,3%. Dies hat zur Folge, daß insbesondere viele junge Irinnen und Iren das Land verlassen und zumeist nach Großbritannien und in die USA emigrieren.

Bei jeder der genannten (Gesetzes-) Änderungen, lief die katholische Kirche Sturm. Doch seit Mitte der 70-er Jahre hat sich ein starker Gegendruck

der Frauen entwickelt. 63% der erwerbstätigen Frauen sind heute in der Gewerkschaft vertreten und werden sich ihre mühsam erkämpften Rechte nicht wieder nehmen lassen. Als 1990 die engagierte Juristin und Feministin Mary Robinson als erste Staatspräsidentin mit den Worten "The West is awake" ihr Amt antrat, war dies eine Sensation und wurde von den Frauen Irlands als ein Zeichen der Öffnung und des Wandels gefeiert.

Ähnliche Darstellungen wurden von den TeilnehmerInnen des Seminars zu den Ländern Schweden, Deutschland, Spanien und der Schweiz recherchiert, vorgetragen und diskutiert.

Das Seminar endete mit der Einsicht, daß Gleichstellung in Europa noch nirgendwo erreicht ist, aber daß besonders in den skandinavischen Ländern ein Fortschrittsstand existiert, und damit ein anderes kritisches Diskussionsniveau, als wir es in Deutschland vorfinden.

Dieses Seminar hat mit dem Vorurteil aufgeräumt, daß wir Frauen in Deutschland schon sehr gleichberechtigt seien. Auch wenn wir feststellen konnten, daß die Situation in einigen anderen Ländern noch schlechter ist, so gibt besonders das positive Beispiel Schwedens einen neuen Ansporn.

Wir empfehlen dieses Seminar allen Studentinnen, die Aufklärung über ihre Stellung im Geschlechterverhältnis in Europa erlangen wollen.

Fachbereich 3 - Geographie

Dr. Rainer Danielzyk

Seminar: Wirtschaftsgeographie

Referentin: Barbara Schilling

Was will feministische Sozial- und Wirtschaftsgeographie?

Geographie aus feministischer Sicht will vor allem eins: Frauen als Hälfte der Welt in ihren raumwirksamen Lebens- und Arbeitszusammenhängen sichtbar machen. Dazu gehört auch, die Diskriminierung von Frauen aufgrund gesellschaftlicher und beschäftigungspolitischer Rollenzuweisung aufzudecken und Ungleichheit abzubauen. Feministische Fragestellungen ent-deckten den Raum als Spiegel patriarchaler Machtverhältnisse, die Hierarchisierung der Raumnutzung und den engen Zusammenhang zwischen Macht haben und Raum haben.

Feministische Wirtschaftsgeographie bedeutet Sozialgeographie, die subjektive Alltagserfahrungen kontextuell im Raum rekonstruiert. Sie bezieht neben der Ökonomie die Geschichte ein, Ökologie, Politik, Stadtsoziologie, Raumplanung, Gesellschaftsanalyse und Psychologie, Sprachwissenschaft, Ethnologie und Anthropologie, sogar Lebensphasen- und Altersforschung fließen hier zusammen. Damit erhebt feministische (Wirtschafts-) Geographie den Anspruch weitreichender Interdisziplinarität. Feministische Geographie betrachtet Prozesse in ihren globalen Auswirkungen und hält die industrialisierten Länder nicht mehr für den Nabel der Welt.

Sozialgeographische Untersuchungen können nicht nur als Kritik an der patriarchalen Gesellschaftsordnung, sondern ebenso als Wissenschaftskritik an männlicher Mainstream-Forschung gelesen werden. Einige der feministischen Fragestellungen will ich hier aufzeigen:

Studien zur Arbeitsmigration lenken den Blick darauf, wie Frauen dörfliches Leben in Abwesenheit der Männer organisieren, während vorher Fortbewegung, Richtung und Verkehrsmittel der lohnabhängigen Männer im Mittelpunkt gestanden hatten. Untersuchungen zur Mobilität von Frauen machen deutlich, welche Wege Frauen im Dienst ihrer Familie zurücklegen

und welche Folgen es für ihre Ortsgebundenheit und Kontakte hat, daß die infrastrukturalarmen Vorstädte als „Schlafstädte für Vollerwerbsmänner“ gebaut worden waren.

Arbeiten von Architektinnen belegen, daß Häuser und Wohnungen als „Erholungsort für den Mann“ angelegt sind und das Vorstadthaus sich zur „Bühne der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung“ entwickelte. Maria Spitthöver macht in „Frauen und Freiraum“ (1990) augenfällig, daß die öffentliche Planung dem „raumgreifenden Mann“ Platz, genauer Fußballplatz, gewährt, während für die Frauen engster Gymnastikraum ausreichen muß, um „ihre punktuelle elegante Bewegung“ zur Geltung zu bringen.

Und es geht in diesen Untersuchungen auch um frauenspezifische Wahrnehmungen von Angsträumen, etwa von Parkhäusern, Unterführungen oder dunklen Ecken im Stadtviertel oder Hochhausquartieren. Die Studien zeigen, daß Frauen ganz eigene „mental maps“ eines Gebietes anlegen, die ihnen helfen, den potentiellen Gefahrenpunkten auszuweichen, aber auch, daß ihre Vermeidungsstrategien weit in die Alltagsorganisation hinein reichen (z.B. Verabredungen treffen, um nicht allein gehen zu müssen).

Die Arbeiten der feministischen Geographie widmen sich genauso der Beschäftigungsentwicklung von Frauen im Zuge des Wandels von der Massenproduktion zur produktionsbezogenen Dienstleistung, den Schwerpunkten der Frauenbeschäftigung, dem Zusammenhang von Frauenarbeitsplätzen und Arbeitsplatzrisiko, Niedriglöhnen und sozialen Folgelasten (u.a. Joan Acker: Hierarchies, jobs, bodies, 1990). Linda McDowell (1993) weist zusätzlich auf nationale Schwerpunkte hin: Im deutschsprachigen Raum sei eine stärkere Hinwendung zu ökologischen Fragen auszumachen, im niederländischen zu Planung und Design, und Frauen aus benachteiligten Ländern hätten spezielle Interessen im informellen Sektor und in ländlicher Entwicklung.

Neben einem Perspektivenwechsel vom männlich-universalistischen Geltungsanspruch zu geschlechtsspezifischen Differenzierungen förderten die Untersuchungen feministischer Geographinnen auch methodische Defizite der traditionellen Forschung zutage. So wurde deutlich, in welchem Ausmaß noch in den 70er Jahren männliche Existenz als Maßstab von Untersuchungen zugrundegelegt wurde und sich Datenerhebungen auf das männliche erwerbstätige Familienoberhaupt beschränkten. Zum Beispiel berücksichtigten die traditionellen Studien zu Stadtplanung, urbanen Funktionen und Versorgungswegen zwar die Erwerbstätigkeit des Mannes (z.B. Pendel-

verkehr, Hausbau und Wohnungseinrichtung in Abhängigkeit von Einkommen und Berufsstatus), doch die unbezahlte Arbeit der Frauen zur Aufrechterhaltung der Community und der Stadtstruktur (Manuel Castells 1978) durch den Transport von Menschen und Waren, durch Einkaufen, Essenzubereitung, Kinderbetreuung und ihre kulturellen Aktivitäten wurde völlig ignoriert (McDowell 1993).

Im Zusammenhang mit Studien zu Globalisierung, Beschäftigung und subjektiver Eingebundenheit in diese Strukturen sei auf eine Untersuchung der Schweizer Geographin Verena Meier hingewiesen, die zusammen mit Lange und Kränzlin Analysen zu Globalisierung, Flexibilisierung und Frauenarbeit am Beispiel der Schnittblumenindustrie in Kolumbien (Basel, 1993) publiziert hat. Die Untersuchung zeigt, wie sich alte und neue Formen der internationalen Arbeitsteilung, die Profitmaximierung zu Lasten der Bevölkerungseinkommen und der Zwang zur existenzsichernden Arbeitsmigration auf den Arbeitsalltag und die Organisation alltagsweltlicher Zusammenhänge einer kolumbianischen Schnittblumenarbeiterin auswirken. Die subjektiven weiblichen Erfahrungen von Armut und Arbeitsbedingungen, von Arbeitszeiten und -löhnen, von Krankheit, Einkommensverlust und Sorge für die Kinder machen Weltwirtschaftsprozesse nachvollziehbar und plastisch.

Auf die geschlechtsspezifischen Unterschiede bei der Arbeitsplatzsuche im Zusammenhang mit räumlicher Mobilität lenken Susan Hanson und Geraldine Pratt den Blick. Ihre Untersuchung „Job Search and the Occupational Segregation of Women“ (1991) streicht heraus, daß für Frauen die Nähe des Arbeitsplatzes zum Wohnort/ Haus wichtiger als die Lohnhöhe ist. Wichtiger als der Verdienst sind für Frauen auch die Arbeitszeiten, die vor allem vereinbar mit den Anforderungen in Haushalt und Familie sein müssen. Diese Präferenzen, die sich von denen der Männer deutlich unterscheiden, schlagen sich in Berufsstatus, Position, Aufstiegschancen und Einkommen der Frauen nieder.

Ich möchte auch zwei Untersuchungen erwähnen, die eher den Nischen der feministischen Geographie zugerechnet werden können: So gibt es eine Studie über Alleinerziehende in Nordrhein-Westfalen unter besonderer Berücksichtigung ihrer Probleme am Wohnungsmarkt (Kraas/Sailer-Fliege, 1995). Nachgefragt wurden hier Wohnungslage und -ausstattung, Miethöhe und Anbindung an die Infrastruktur. Die Autorinnen kommen zu dem Ergebnis, daß Alleinerziehende überdurchschnittlich häufig in engeren Miet-

wohnungen mit schlechterer Ausstattung, häufig Sozialwohnungen, und in Innenstädten, Innenstadtrandgebieten und Großwohnsiedlungen zu Hause sind.

Die Münsteraner Gerontogeographin Inge Strüder berichtet über ein gemeinsames Projekt von Sozialpsychologie und ökologischer Gerontologie über die Bedingungen des Alltagshandelns alleinstehender Frauen ab 60 Jahren (Strüder 1995). Die Untersuchung geht insbesondere auf die relevanten Umweltbedingungen ein, die alleinlebende Frauen ab 60 in ihrer Wohnung beeinflussen, als da sind Gesellschaft, baulich-räumliche und soziale Umgebung.

Natürlich haben Geographinnen auch ihre eigene Lebens- und Arbeitssituation an Hochschulen, die Vereinbarkeit von Lehre, Haushalt, Kindererziehung und Partnerschaft oder ihr Arbeitsverhältnis zu den eigenen Kollegen erforscht (Bördlein 1994). Und schließlich mag noch eine, mit Hilfe der Frauenzeitschrift *Courage* im Frühjahr 1996 projektierte Arbeit über die Verteilung von Frauencafé's in den Berliner Stadtteilen belegen, daß der feministischen Phantasie und Fragestellung in der Geographie keine Grenzen gesetzt sind.

In der feministischen Geographie haben heute drei Forschungsrichtungen Vorrang, wobei die beiden erstgenannten Frauen als strukturell Benachteiligte in den Mittelpunkt stellen:

- Forschung in außereuropäischen Kulturen zu Migration und den Auswirkungen von Entwicklungsprogrammen auf die Arbeit der Frauen und ihre soziale Rolle; Forschungen zu regionalen Disparitäten und sozialen Unterschieden, zu Globalisierung und Umstrukturierung von Ökonomien in Asien, West- und Osteuropa und den ökologischen Folgen dieser Prozesse; Forschungen zu Lohn- und Beschäftigungsdiskriminierung von Frauen;
- Forschung in Verbindung mit Geschlechterstereotypen und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Diese Forschungsrichtung rekurriert auf die Machttheorie, nach der sich das Geschlechterverhältnis auf allen Ebenen hierarchisch abbildet, und die Theorie der „doppelten Vergesellschaftung“ von Frauen durch patriarchale und kapitalistische Machtstrukturen. Andere Autorinnen vertreten differenztheoretische, die Frauen aufwertende Ansätze, nach denen Frauen grundsätzlich verschieden von Männern sind und ihre Potentiale - Intuition, Verständigungsbereitschaft, Naturorientierung -

für den Entwurf einer ganzheitlichen, nicht zerstörenden Lebensform nutzen können;

– der Diskurs in den entwickelten Ländern über Postmoderne und jenen gesellschaftlichen Wandel, der mit den Stichworten Heterogenisierung von Lebenslagen, Klasse, Rasse und Geschlecht gekennzeichnet ist. Diese Diskussion in der feministischen Geographie verläuft auch hier parallel zum Diskurs in der Frauenforschung. Hier steht nicht mehr die generelle Benachteiligung der Frauen aufgrund ihres Geschlechts im Mittelpunkt, sondern Vorrang hat die kleinräumige, individuelle und subjektive Betrachtung von Aushandlungsprozessen in Alltags- und Berufspraxis.

Literatur:

Acker, Joan: Hierarchies, Jobs, Bodies, in: *Gender & Society*, 4/2, S. 139-158.

Bondi, Liz: Other figures in other places: on feminism, postmodernism and geography, in: *Environment and planning*, 10/1992, S. 199-213.

Geographica Helvetica, Frauen in der Geographie, Nr. 49, 4/1995.

Geographische Rundschau, Frauenbezogene Forschung in der Geographie, Nr. 47, 4/1995.

Geo-Rundbrief Informationen zu feministischer Geographie, Bern.

Hanson, Susan, Pratt, Geraldine: Job Search and the Occupational Segregation of Women, in: *Annals of the Association of American Geographers*, 81(2)/1991.

Meier, Verena: *Frauenleben im Calancatal*, Caudo 1989.

Meier, V., Lange, U., Kränzlin, I: *Aktuelle Wirtschaftsgeographie, Globalisierung, Flexibilisierung, Frauenarbeit*, Basel 1993.

Mc Dowell, Linda: Space, place and gender relations, in: *Progress in Human Geography*, No. 2/3, 1993.

Spitthöver, Maria: Frauen und Freiraum, in: Dörhöfer, Klaus (Hrsg): *Stadt - Land - Frau. Soziologische Analysen, feministische Planungsansätze*, Freiburg 1990.

Fachbereich 3 - Soziologie**Prof. Dr. Karin Flaake****Seminar: Soziale und psychische Bedeutung der Kategorie Geschlecht - feministische Perspektiven****Referentinnen: Brigitte Lüttchens / Lydia Metz**

Im Rahmen der Frauenstudienwoche, die im Juni 1996 an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg stattfand, referierten wir in dem Seminar von Prof. Dr. Karin Flaake "Soziale und psychische Bedeutung der Kategorie Geschlecht - feministische Perspektiven" die Thesen von Judith Butler.

In ihrem 1995 erschienenen Buch "Körper von Gewicht" stellt Butler die These auf, daß die Identitäten der Geschlechter nichts natürlich Gegebenes seien, sondern sozial und sprachlich von jeder und jedem Einzelnen immer wieder neu aufgenommen und in Szene gesetzt werden müssen.

Dabei lehnt Butler die klassische Sex und Gender-Unterscheidung ab und stellt die These auf, daß sowohl Gender, wie auch Sex kulturell und normativ geformt sind.

Das meint, daß sowohl Gender, also die soziale und kulturelle Identität, wie auch Sex, also der Körper selber, diskursiv hergestellt werden.

Butler geht davon aus, daß wir Sex nicht als etwas Natürliches, nicht als etwas Gegebenes denken können, dem das Gender einfach übergestülpt wird.

Sie versteht die "Natur", das biologische Geschlecht nicht als eine schlichte Tatsache, nicht als den statischen Zustand eines Körpers, sondern geht davon aus, daß sich das biologische Geschlecht selbst erst in einem erzwungenen Prozeß materialisiert. (vgl. Butler, 1995, S. 32)

Butler geht es nicht darum zu behaupten, wir hätten keine Körper oder unsere Körper seien nur diskursive Konstrukte und hätten somit keine "Realität", sondern ihr geht es darum deutlich zu machen, daß der Körper,

die Materialität, die wir für wirklich, ursprünglich und ontologisch halten, nicht vor oder außerhalb der kulturellen Diskurse existent ist.

Der Körper (Sex) ist also ein kulturelles Konstrukt und keine "Natur". Es sind die Zuschreibungen der Diskurse, die die Körperlichkeit bestimmen und hervorbringen.

In dem o.g. Buch geht Butler in einem Kapitel auf den Film "Paris is burning" von Jennie Livingston ein, den wir ausschnittweise im Seminar zeigten, um Butlers Thesen über die Herstellung und Annahme von Geschlecht zu verdeutlichen und zu diskutieren.

Zum Inhalt des Film lassen wir Judith Butler selbst zu Wort kommen.

Zitat: "Paris is burning, 1991 unter der Regie und in der Produktion von Jennie Livingston entstanden, ist ein Film über drag-Bälle (drag ist das amerikanische Wort für "Fummeltunte", was hier in Bezug auf Geschlechterrollentausch verstanden werden kann, d.A.) in New York, in Harlem, die von "Männern" besucht und veranstaltet werden, die entweder Afro-Amerikaner oder Latinos sind. Die Bälle sind Wettbewerbe, bei denen die Teilnehmer nach verschiedenen Kategorien konkurrieren. Die Kategorien umfassen eine Vielfalt sozialer Normen, von denen viele in der Kultur der Weißen als Klassenmerkmale gelten, wie etwa bei den "leitenden Angestellten" und Studenten der Elite-Universitäten; einige Kategorien sind weiblich markiert, sie reichen vom highdrag bis zur butch queen, und manche, wie die der bangie (Schlägerbraut), kommen von der heterosexuellen, männlich schwarzen Straßenkultur." (Butler, S. 174)

Bei aller bunten Vielfältigkeit, die der Film aufzeigt, wird deutlich, daß die Kategorien auf den Bällen, wie auch die Wünsche Einzelner, von einem heterosexuellen, zweigeschlechtlichen, normativen Imperativ bestimmt sind.

Das Einüben der "Echtheit" bestimmter Kategorien dient nicht nur der bloßen Unterhaltung auf den Bällen, sondern wird auch als Überlebenstraining in der Welt außerhalb der Subkultur verstanden.

Identifizierung muß mit jenen Idealen stattfinden, die gleichzeitig als Mechanismen der Unterdrückung fungieren.

Deutlich wird dies am Beispiel von Venus Xtravaganza, einer voroperativen transsexuellen Latino-Amerikanerin, die sich durch eine Operation ihres letzten verbleibenden "Handicaps", des Penis, entledigen möchte.

Venus Xtravaganza erhofft sich einen liebenden Ehemann, ein Haus am Stadtrand mit einer Waschmaschine. Dies kann als der Wunsch gelesen werden, einer homosexuellenfeindlichen Welt und der Armut zu entkommen.

In diesem Sinne reidealisiert sie den Subjektentwurf einer heterosexuellen und weißen Ehefrau. (sie hat sich ihr Haar blondiert und ist so hellhäutig, daß sie als weiß durchgehen kann)

Hier wird deutlich, daß drag für Butler nicht nur subversiv zu verstehen ist, sondern vielmehr als Ort der Ambivalenz verstanden werden muß.

Drag kann im Dienst der "Entnaturalisierung" von heterosexuellen Geschlechternormen stehen, also aufzeigen, daß die Annahme eines Geschlechts nicht an Körperlichkeit gebunden ist, drag kann jedoch auch eben diese Normen wieder hervorbringen im Sinne einer Reidealisierung.

Unabhängig von der Ambivalenz von drag wird in der Auseinandersetzung mit dem Film und Butlers Thesen deutlich, daß sich Geschlecht nicht als eindeutige und feststehende Kategorie begreifen läßt.

Ein Erkennen von Geschlecht oder Identität als nicht statisches und ontologisches, sondern als angenommenes und somit veränderbares kann zur Folge haben, "eigene", d.h. verinnerlichte Subjektbilder zu durchleuchten, ihre permanente Wiederholung durch andere Handlungsformen zu stören und zu verweigern und somit auch am eigenen Körper oder mit dem eigenen Körper dekonstruktiv auf heterosexuelle, zweigeschlechtliche Normen einzuwirken.

Fachbereich 5 - Psychologie

Dr. Petra Muckel

Seminar: "Einführung in die Theorie und Praxis der Beobachtung"

Thema am 17.6.96: "Orte und Erinnerungen"

Erinnern wie Träumen: "Wenn das Haus zerstört ist, müssen wir uns an die Dinge halten, die noch immer da sind, die Bäume über dem Hohlweg der Kindheit, das Sternbild, das zu Häupten der nächtlichen Straße noch immer an derselben Stelle steht. In den Trümmern zu wühlen ist eine widerwärtige und sinnlose Beschäftigung. Aber war denn dieses verlorene Haus eines aus Mörtel, Lehm und Stein? Bestand es denn nicht vielmehr ganz und gar aus der Gewißheit und dem Traum?" (KASCHNITZ 1985, 11)

Erinnerungsdynamiken an Orten unter psychologischer Perspektive:
Der Seminarkontext

Eine psychologische Untersuchung der Erinnerungsformen (-strategien und -strukturen) an historisch signifikanten Orten nimmt ihren Ausgang bei den Symbol- und Bedeutungsgehalten von Orten. Menschen schreiben den Orten, an denen für sie biographisch wichtige Ereignisse stattfanden, besondere, bisweilen sogar magische Bedeutungen zu. Orte, so scheint es, können dadurch zu Gedächtnisorten werden; wenn sie aufgesucht werden, erleichtert und inspiriert dies unser Erinnern an zurückliegende Ereignisse.

Der Symbol- und Erinnerungsgehalt von Orten, ihre Bedeutungen werden einerseits durch einzelne Individuen bestimmten Orten zugeschrieben und können eher privaten Charakter haben, "wo ich zur Schule ging", "das erste Rendezvous", "Unfallorte" etc. Andererseits gibt es Erinnerungsorte, die für eine Gruppe - kollektiv - bedeutsam sind und eher öffentlichen Charakter haben: Gedenkstätten, Kriegs- und Friedensschlußorte, ehemalige Lager etc. Sie können in ihrem Symbol- und Erzählgehalt für Besucherinnen (Passantinnen) mehr oder weniger spürbar sein, sichtbar gemacht oder in Gesprächen aufgedeckt werden.

In welcher Weise wirken Orte? Wie funktioniert ihr Gedächtnis? Wie können wir sie zum Sprechen bringen, wie vermitteln Orte vergangene Geschichte? Wenn wir uns an einem spezifischen Ort aufhalten, gehen wir gewöhnlich davon aus, daß er schweigt; wir könnten uns irren. Es gibt Gerüche, Helligkeiten, Raumempfinden, Akustik, Architektur, Baustoffe, Einrichtungen ... - wie erzählen sie von den vergangenen Ereignissen, deren 'Ortszeug(inn)en' sie waren?

Ein Ort kann zu seiner Geschichte in unterschiedlichen Beziehungen stehen. Er kann (a) in seinen ursprünglichen Funktionen und Formen erhalten geblieben sein. Das, was in seiner Vergangenheit dort geschehen ist, geschieht dort auch heute noch. Die ursprüngliche Ortsbestimmung blieb dann entweder (aa) kontinuierlich erhalten, oder sie wurde (ab) zwischenzeitlich verändert, nun aber wieder aufgegriffen; der Ort wurde (nach einer Zerstörung oder Vernachlässigung) rekonstruiert oder restauriert. Denkbar ist außerdem (b), daß der Ort in seiner ursprünglichen Gestalt zerstört oder verfallen und nur noch in beschädigten Resten sichtbar ist, z.B. als Ruine. Ein Ort kann darüber hinaus (c) mit einem Denk- oder Mahnmal (einer Gedenktafel, einem Hinweisschild etc.) ausgestattet sein, das auf die ansonsten unsichtbare Geschichte des Ortes hinweist. Ein weiterer Fall (d) ist ein Monument, das in intendierter Weise aus einer gegenwärtigen Situation heraus für die Nachwelt konstruiert wird.

Die Dialektik von Erinnern und Vergessen

Die Kennzeichnung eines Ortes und seiner Geschichte hebt diesen vor anderen Orten und Ereignissen heraus, z.B. als besonders bewahrens- oder gedenkwürdig. Dadurch aber rücken andere Orte und deren Geschichte(n) in den Hintergrund, langfristig möglicherweise ins Vergessen. Von daher erklären sich u.a. auch die Auseinandersetzungen um Gedenkort, -tage, -formen, -ereignisse etc. D.h.: die Geschichte eines Ortes zu bewahren oder auszuradiieren impliziert notwendig eine Bewertung von Vergangenheit und Gegenwart. Diese Bewertung vollzieht sich nur z.T. bewußt. Analog z.B. dem von Freud (1904/1954) als "Deckerinnerung" konzeptualisierten Phänomen ist bisweilen das bewußt Erinnerte nur eine Fassade, ein für das psychische Gleichgewicht notwendiger Schutz, um das Unbewußte, welches das eigentlich entscheidende, handlungswirksame ist, zu verdecken: Wir erinnern lediglich einzelne Ereignisse unserer Kindheit, aber nicht die gesamte Kindheit und ihren Alltag. Die Auswahl der erinnerten Ereignisse ist

nicht beliebig, sondern steht im Dienst des psychischen Gleichgewichtes einer Person. Als eine besondere Form der Dialektik von Vergessen und Erinnern erkannte Freud solche "(i)nfantile(n) Erinnerungen, die sich durch besondere Deutlichkeit und scheinbare Bedeutungslosigkeit ihres Inhalts auszeichneten" (Laplanche & Pontalis 1973, 113). Er prägte dafür den Begriff der "Deckerinnerungen" (Freud 1904/1954). Die Analyse solcher Deckerinnerungen "führt zu markanten infantilen Erfahrungen und zu unbewußten Phantasien. Wie das Symptom ist die Deckerinnerung eine Kompromißbildung zwischen verdrängten Elementen und der Abwehr" (Laplanche & Pontalis 1973, 113).

Erinnerung ist immer auch eine Form von Hervorhebung und damit Strukturierung erlebter (vergangener) Ereignisse. Analog der Funktion eines Symptoms steht auch die Erinnerung als ein Strukturierungsvorgang im Dienste der Aufrechterhaltung des psychischen Gleichgewichtes. Bei der psychologischen Analyse der Erinnerungsdynamik an Orten sollte m.E. dieser Aspekt bei der Dechiffrierung der Bedeutung des Ortes berücksichtigt werden: Ein Ort, an dem Gedenken und Erinnern inszeniert werden, spricht eine eigene Sprache, die analog der Sprache der Symptome (vgl. dazu Rogoff 1996) oder auch der Träume (vgl. dazu Benjamin 1980 ff; WEIGEL 1994) verstanden werden sollte. Denn diese beiden Sprachsysteme berücksichtigen u.a. in besonderer Weise unbewußte Anteile und implizieren ein anderes, nicht an Fakten orientiertes Wahrheitskriterium. Ähnlich wie Symptome, die zu "Zeugen ihrer eigenen Entstehungsgeschichte" (Kimmerle 1989, 58) werden, sollten Orte und deren Hinweise auf vergangene Ereignisse, seien diese nun Spuren der Vergangenheit oder deren (aktuellere) Inszenierungen, als Symptome, als "Erinnerungssymbol(e)" (Kimmerle 1989, 57) gedeutet werden.

Wenn wir einen Ort aufsuchen, bringen wir unsere eigene Geschichte und unsere eigenen Erfahrungen mit. Diese verknüpfen wir beim Erinnern mit den Zeichen und Spuren (der Vergangenheit), die der Ort anbietet. Dadurch entsteht wie im Träumen (und in der Symptombildung) eine spezifische Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Ingeborg Bachmann faßt diesen Zusammenhang nach einem Besuch in Rom 1955 in dem dichten Satz "In Rom sah ich im Ghetto, daß noch nicht aller Tage Abend ist" (Bachmann 1955, 25). In der Erinnerung soll wie im Traum etwas von dem verarbeitet werden, was für die Träumenden von Bedeutung in ihrem aktuellen Lebenszusammenhang und insofern nicht vorbei ist (weitere Impli-

kationen der Parallelisierung von Erinnern und Träumen können hier leider nicht entwickelt werden).

Frauen- vs. Männererinnerungen an Orte(n)

Die Inszenierung kollektiven Erinnerns und Gedenkens und die damit verbundene Bewertung innerhalb der gesellschaftlich (mit-) determinierten Dialektik von Erinnern und Vergessen führt auf dem Hintergrund komplizierter Erinnerungsdynamiken einmal mehr zu einer Unterrepräsentierung von Frauenorten und Frauengedenkformen in der Öffentlichkeit (vgl. dazu z.B. Büteering 1992) und zu Einseitigkeiten und Stereotypen in der Symbolwahl (vgl. dazu z.B. Wenk 1991) und den Erinnerungsinhalten.

Wenn Geschichte durch Orte vermittelt wird, geschieht etwas anderes, eine andere Erinnerungsform, als wenn sie durch Dokumente vermittelt wird. An einem Ort werden offensichtlich alle Sinne angesprochen; der ganze Mensch in seiner Körperlichkeit ist in einen Raum gestellt, kann und wird sich dort bewegen und mit allen Sinneskanälen Wahrnehmungen machen. Eine Auswahl dieser bewußten und unbewußten Wahrnehmungen wird er sprachlich formulieren und schriftlich fixieren können. Orte sprechen, so würde ich in diesem Kontext argumentieren, eine synästhetische Sprache, deren Übersetzung in eine Wortsprache mit vielen Problemen und Leerstellen verbunden ist. Die Involviertheit aller Sinne und des Körpers ist neben der gesellschaftlich mit-determinierten Dialektik von Vergessen und Erinnern, die immer auch ein Spiegel gesellschaftlicher Machtverhältnisse etc. ist, ein weiterer guter Grund dafür, bei der Analyse von Ortserinnerungsformen zwischen Männern und Frauen zu differenzieren.

Seminardiskurs: Bei den Überlegungen zu der Frage, wie Orte von Frauen mit den für sie relevanten Erinnerungen im öffentlichen Diskurs in Erscheinung treten können oder sollten, wurden folgende Aspekte diskutiert. Einerseits sollte natürlich die Unterrepräsentierung von Frauen ausgewogen werden (Komponistinnen, Dichterinnen, Malerinnen, Politikerinnen etc. sollten als Namensgeberinnen (Patinnen) bei Denkmälern, Straßennamen, öffentlichen Plätzen etc. verstärkt berücksichtigt werden). Als Vorbilder, Identifikationsangebote und Ausgangspunkte für Auseinandersetzungen werden "öffentliche Frauen" vermißt. Andererseits sollten Alternativen in anderer Hinsicht entwickelt werden: Frauenorte als Orte für Frauen, Frauengeschichte(n) an Orten als "Verwurzelungsarbeit". Analog z.B. zu dem Konzept der "Erinnerungsarbeit" von Frigga Haug (1990) soll Geschichte

von Frauen an Orten in einer Weise dokumentiert und sichtbar gemacht werden, daß es möglich wird, vermeintlich Vergangenes mit der Gegenwart in Beziehung zu setzen, denn wie im Konstrukt des Symptoms deutlich werden sollte, ist die Vergangenheit zwar vergangen aber nicht so abgeschlossen, daß sie nicht noch wirksam wäre. Viele Aspekte des Habitus von Denkmälern (u.a. ihr in der Regel öffentlicher, demonstrativer, materialisierter, grob strukturierter Charakter) wirken lächerlich und/oder machen ärgerlich; als Alternativen erörterten wir u.a. eher Natur- als Kulturorte, eher freie als besetzte Plätze, Rekultivierung statt Bodenversiegelung.

Das Resumée des Seminars skizziert eine Perspektive zukünftiger Forschung; dabei gilt es für die Psychologie, u.a. folgende Hypothesen und deren Konsequenzen weiter zu entwickeln: Frauen erinnern sich anders als Männer, Frauen erinnern andere Erlebnisse als Männer, weil Frauen anderes und anders erleben. Frauen bewohnen, besetzen, erobern, besitzen etc. andere geographische, gesellschaftliche Orte als Männer oder werden von ihnen ausgeschlossen. An Frauen und deren Orte wird anders erinnert als an Männer und deren Orte, vor allem im öffentlichen Diskurs.

Literatur

- Bachmann, Ingeborg (1955): Was ich in Rom sah und hörte. In.: Dies. (1981): Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar. Essays, Reden, Kleinere Schriften. München: Piper; S.24-29.
- BenjamiN, Walter (1980ff): Gesammelte Schriften. Hg. von Tiedemann, Rolf & Schweppenhäuser, Hermann. 7 Bde. Frankf./M.: Suhrkamp.
- Büteering, Elisabeth (1992): Die Stadt - Ein Museum für Frauen und ihre Geschichte? In: Heinrich, Bettina et al. (Hg.): Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. IV.Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Tübingen; S.68-78.
- Freud, Sigmund (1904/1954): Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglauben und Irrtum. Frankfurt/M.: Fischer.
- Haug, Frigga (1990): Erinnerungsarbeit. Hamburg: Argument.

- Kaschnitz, Marie Luise (1985): Menschen und Dinge 1945. Zwölf Essays. Frankfurt am Main: Suhrkamp (=Bibliothek Suhrkamp 909).
- Kimmerle, Gerd (1989): Kausalität der Erinnerung. Vom Einschluß des Traumas in die Verdrängung. Eine rationale Rekonstruktion. In: *Luzifer & Amor*, 4 (2); S. 32-88.
- Laplanche, Jean & Pontalis, Jean-P. (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankf./M.: Suhrkamp (=stw 7).
- Rogoff, Irit (1996): Moving On. Migration and the Intertextuality of Trauma. Unveröffentl. Manuskript eines Vortrages am 4.11.96 im Kolleg Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien, Fb 2 der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg.
- Weigel Sigrid (1994): Von der Topographie zur Schrift - Zur Genese von Benjamins Gedächtniskonzept. In: *Kunstforum International*, 128; S.120-128.
- Wenk, Silke (1991): Nike in Flammen. Gründungsoffer in der Skulptur der Nachkriegszeit. In: Kohn-Waechter, Gudrun Hg.): *Schrift der Flammen. Opfermythen und Weiblichkeitsentwürfe im 20. Jahrhundert*. Berlin: Orlanda; S. 193-218.

Fachbereich 5 - Psychologie

Ute Bommersheim

Blockseminar: „Der weibliche Blick in der Psychodiagnostik“

An der Hochschule ist feministische Psychologie nicht etabliert, wird kaum zur Kenntnis genommen. Christiane Schmerl konstatiert bereits 1988, daß die interessantesten Entwicklungen für psychologische Frauenforschung außerhalb der akademischen Hochschulpsychologie stattfinden: In anderen Disziplinen und in der psychologischen Praxis von Frauen. Daran hat sich meines Wissens seitdem nicht viel geändert.

In diesem Beitrag geht es um das psychologische Teilgebiet der Diagnostik. Deren Aufgaben, Forschungsgebiete und Anwendungsbereiche sind vielfältig gefächert und angesiedelt im Spannungsfeld von Grundlagenforschung und Intervention. Doch Perspektiven, Fähigkeiten, Besonderheiten und Stimmen von Frauen sind auch in der Psychodiagnostik rar. Häufig werden sie übergangen oder in anderer Form diskriminiert. Sei es, daß Frauen in den Eichstichproben klassischer Tests vernachlässigt werden, sei es, daß dem Beruf des Vaters prognostische Bedeutung für die berufliche Karriere zugesprochen wird, oder sei es, daß klassische Wissenschaftsideale zugrundegelegt werden, die von Vorannahmen wie zeitliche Konstanz, geschlechtsneutrale Umwelt- und Gesellschaftsbedingungen etc. ausgehen. Am Beispiel zweier gängiger Lehrbücher, die auch an dieser Universität als Lehr- und Prüfungsgrundlage Verwendung finden, möchte ich dem eben Gesagten kurz nachgehen.

Betrachtet man z.B. das Inhaltsverzeichnis in Fisseni (1990) so wird deutlich, daß ein geschlechterdifferenzierender Ansatz völlig fehlt. Vorgestellt werden vorgeblich neutrale diagnostische Methoden, wobei Tests und die klassische Testtheorie den breitesten Raum einnehmen. Die Bevorzugung liegt eindeutig auf quantitativen Methoden mit ihren Gütekriterien von Objektivität, Reliabilität und Validität. Qualitative Methoden kommen nur am Rande vor (Gespräch, Interview), genauer gesagt auf 24 von gut 350 Seiten. Als verlässliche Instrumente psychologischer Forschung werden sie abgelehnt, allenfalls wird ihnen ein heuristischer Wert bei der Produktion von neuen Hypothesen zugebilligt. Sie gelten als zu subjektiv. Die Kategorie

Geschlecht ist nur ein einziges Mal angesprochen, bei der "Beurteilung von Stellenbewerbern".

Nicht anders, eher noch verschärfter, ergeht es der Kategorie Geschlechterdifferenzierung in Amelang/Zielinski 1994). Als Vertreter eines klassischen Wissenschaftsansatzes berücksichtigen diese Autoren lediglich Verfahren der traditionellen Diagnostik.

Bei der Durchsicht der hier vorgestellten Testverfahren fiel auf, daß z.B. bei der Normierung der Mehrzahl der Leistungstests nicht nach Geschlechtern unterschieden wird. Meistens wird nur eine „repräsentative Stichprobe“ angegeben. Wen oder was aber repräsentiert sie? Lediglich im "Mannheimer Test zur Erfassung des physikalisch-technischen Problemlösens MTP" (ebenda, S.164) wird angegeben, daß die Eichung an über 10000 männlichen Versuchspersonen erfolgte. Der Test soll Vergleichsnormen für verschiedene Schulabschlüsse und Berufsgruppen liefern.

Im Unterschied dazu wird bei den Verfahren zur "Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen" wie z.B. Persönlichkeitstests (dazu rechnen die Autoren auch Verhaltensbeobachtung und diagnostisches Interview), sehr wohl und sehr genau nach Geschlechtern differenziert. Allerdings drängt sich mir hier die Vermutung auf, daß diese Differenzierung in eine Sackgasse führt. Sie steht in der Tradition einer empirischen Psychologie, die immer versucht hat, Männlichkeits- bzw. Weiblichkeitstypologien zu erstellen bzw. Belege für geschlechtsspezifische Persönlichkeitsmerkmale unter Absehung von den jeweiligen historischen Bedingungen zu finden. Diese Differenzierung greift zu kurz.

So wie einerseits durch die Einseitigkeit wissenschaftlich-diagnostischer Methoden eine Wissenschaftsproduktion stattfindet, die an den Erfahrungen und der Lebenswelt von Frauen vorbeigeht, werden doch andererseits diagnostische Methoden auf Frauen angewendet, was zu einer Zurichtung oder gar Stigmatisierung führen kann.

So beleuchtet Beate Merkel (1991) Inhalt von und Umgang mit diagnostischen Kategorien. Am Beispiel der sog. "Angstneurose", einer nicht organisch bedingten Störung, von der laut dem zugrundegelegten "Manual der Diagnostik und Therapie" (1988), Frauen doppelt sooft betroffen sind wie Männer, zeigt sie, wie sehr die darin beschriebenen Symptome denen von sexueller Gewalt betroffenen Frauen entsprechen, die Diagnose "sexueller Mißbrauch" aber nicht gestellt würde, da männlich orientierte Dia-

gnostik von ihrem theoretischen Hintergrund her nur in der Lage sei wahrzunehmen, was von außen sichtbar ist. Es fehle der Bezug zu und die Kenntnis über weibliche Lebensrealität (vgl. ebenda, S. 155ff).

Irmgard Vogt (1991) zeigt, daß Frauen, die nach Gewalterfahrungen einen Arzt aufsuchten, häufig, als "neurotisch" diagnostiziert und ihnen zur Bewältigung ihrer Schwierigkeiten zunächst Beruhigungs- und Schlafmittel verschrieben werden (ebenda, S.133).

Beide Beispiele zeigen meines Erachtens sehr deutlich, wie sehr eine männlich orientierte Diagnostik mit ihren einseitig verzerrenden Methoden als auch den daraus abgeleiteten Diagnosen, Frauen "zurichten" kann und das auf jeder Ebene ihres Seins.

Im Mittelpunkt des Seminars "Der weibliche Blick in der Psychodiagnostik" steht der Versuch, solche psychodiagnostischen Methoden zu entdecken, zu erproben und weiterzuentwickeln, die den Besonderheiten der Sozialisation von Frauen, ihrer gesellschaftlichen Benachteiligung und -danach ist zu fragen - möglicherweise spezifischen Fähigkeiten, gerecht werden. Ausgangspunkte sind dabei die methodischen Ansätze Introspektion und biographisches (anamnestisches) Interview, die überwiegend in Selbstversuchen erlernt, reflektiert und möglicherweise modifiziert werden sollen.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß der Ort der Wahrnehmung der Körper ist und gleichzeitig, daß wir Ereignisse immer nur "am Beobachter" (Devereux, 1984) selbst wahrnehmen können, liegt hier ein Wissenschaftsverständnis zugrunde, welches Selbstreflexivität und Subjektivität explizit in den Forschungsprozeß mit einbindet (vgl. dazu Muckel, 1996). Die Forscherin versteht sich nicht als abgetrennt von ihrem Gegenüber, im Sinne des klassischen Subjekt-Objekt-Paradigmas, sondern als Teil eines interaktiven Prozesses, in dem beiden Seiten subjektive Reaktionen zugestanden werden (Subjekt-Subjekt-Paradigma der Forschung). Kann die Forscherin ihre Reaktionen bzw. Gegenübertragungen introspektiv sichtbar machen und als im Prozeß entstandene reflektieren, so ermöglicht ihr das einen unverstellteren Blick und tieferes Verständnis des Forschungsgegenstandes (vgl. dazu Nadig, 1986).

Mit dem Titel "Der weibliche Blick in der Psychodiagnostik" soll in keiner Weise gesagt sein, daß für Frauen nur bestimmte Methoden in Frage kämen. Grundsätzlich gilt, daß methodische Ansätze den Gegenständen, die

erforscht werden sollen, angemessen sind. Allerdings haben "qualitative Untersuchungsansätze, die eben der gezielten Erfassung bestimmter Informationen dem Erzählen freien Raum lassen, aber auch hermeneutische Analysen in der Frauenforschung einen hohen Stellenwert, weil weibliche Realität als gesellschaftliches und individuelles Phänomen besonders explorationsbedürftig ist. Dies gilt in historischer und gegenwärtiger Perspektive" (Becker-Schmidt, S.24, 1991).

Literatur

- Amelang, Manfred/Zielinski, Werner (1994): Psychologische Diagnostik und Intervention; Berlin.
- Becker-Schmidt, Regina/ Bilden, Helga (1991): Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In: Flick, U.et al. (Hrg. 1991): Handbuch qualitativer Sozialforschung. München, S. 23-30).
- Devereux, Georges (1992): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt a.M.
- Fisseni, Herm.-Josef (1990): Lehrbuch der psychologischen Diagnostik; Göttingen.
- Merkel, Beate (1991): "Ich laß mich nach all dem doch nicht als krank abstempeln"- Zum Verhältnis von Selbstwahrnehmung und psychopathologischer Diagnose nach sexuellem Mißbrauch. In: Psychologie & Gesellschaftskritik (P+G), Heft S9/60, S. 147ff.
- Muckel, Petra (1996): Selbstreflexivität und Subjektivität im Forschungsprozeß. In: Breuer, F. (Hrg., 1996): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen, S.60-78).
- Nadig, Maya (1986): Die verborgene Kultur der Frau. Frankfurt.
- Schmerl, Christiane (1988): Die Frau im Mond: Weit entfernt und doch klar sichtbar - feministische Psychologie in der BRD. In: P+G, 13. Jg. Heft 49/50, S.5-27; Oldenburg.
- Vogt, Irmgard (1991): Therapierisiken für Frauen in der Suchtkrankenhilfe. In: P+G, 1991, Heft 59/60, S.123-143.

Fachbereich 5 - Philosophie

**Prof. Dr. Rudolf zur Lippe,
Seminarthema: Kleists Marionettentheater**

**Referentin: Renate Tebbens zum Thema
Gehören die Entdeckungen Kleist's im Marionettentheater zu einer
Kritik des historischen Geschlechterverhältnisses?**

I. Was bedeutet die Geschichte von Abraham und Isaak?

1.1 Einleitung

Abraham gilt als einer der Urväter des Juden- und Christentums. Er besiegte laut Altem Testament (AT) viele Völker und wurde mit Erfolg und Reichtum gesegnet. Er hatte eine schöne Frau, Sarah. Sarah und Abraham hatten keine Kinder. Mit der Magd Hagar bekam Abraham den Sohn Ismael. Abraham war hundert Jahre alt, als ihm und seinem betagten Weib, Isaak geboren wurde, und sie freuten sich sehr.

1.2 Die Opferung Isaaks, Erzählung in der Bibel

Gott wollte Abraham prüfen und gab ihm den Auftrag: "Nimm deinen Sohn, den einzigen, den du lieb hast, bring ihn in das Land Moria und opfere ihn als Brandopfer." Abraham und Isaak gehen, so wird weiter berichtet, mit zwei Knechten zwei Tage und drei Nächte. Das letzte Stück des Weges sind Vater und Sohn allein. An dieser Stelle wird die Erzählung schleppend und dadurch spürt man die Spannung. Isaak fragt den Vater: "Wo ist das Lamm? Hier ist Holz- und Feuerbrand." Diese beiden Dinge hatte Isaak den ganzen Weg getragen. Abraham sagt: "Gott wird sich das Lamm zum Opfer selbst ansehen." Als sie an der Opferstätte ankommen, wird das Holz aufgeschichtet, Abraham fesselt den Sohn und ergreift das Messer. Da ertönt die Stimme des Engels: "Abraham, hier bin ich, tu ihm nichts. Nun weiß ich, daß du Gott fürchtest!" Abraham nahm einen Widder, der sich im Gebüsch verfangen hatte und opferte ihn, statt des Sohnes. Noch einmal kam die Stimme: "Ich schwöre," sagte die Stimme, „weil du das getan hast, sollst du gesegnet werden. Ich werde dein Geschlecht zahlreich machen." Abraham

nannte diese Opferstätte "Gottesgesicht". So endet die Erzählung (Heilige Schrift 1. Mose 22, Vers 1-19).

1.3 Die Bedeutung der Abrahamsgeschichte aus christlicher Sicht nach Gerhard Rad

Gerhard Rad meint, daß die älteste Fassung dieser Geschichte eine Kultsage eines Heiligtums war. Punische Stelen berichten von Kindern, die geopfert werden sollten, und von der Gottheit durch Tieropfer ausgetauscht wurden. Daß Gott sich selber schwört, wie in dieser Erzählung, dafür gibt es sonst keine Parallele in der Bibel. Das Kind der Verheißung verschwindet aus Abrahams Leben und Abraham erlebt die große Gottverlassenheit. Für die Christen ist der Gehorsam Abrahams Gott gegenüber in dieser Erzählung ein sehr wichtiger Punkt. (Rad 1956)

1.4 Gedanken zur jüdischen Tradition über Abraham und Isaak nach Elie Wiesel.

Elie Wiesel beschreibt die jüdische Tradition und den Midrasch. Er sagt noch einmal, wie unbegreiflich dieser Befehl an Abraham ist, der eine besondere Stellung bei Gott innehatte. Abraham war der erste Rebell, setzte rituelle Verbote außer Kraft und trat für Sodom und Gomorrah ein. Wenn er den Befehl ausgeführt hätte, wäre das Gottesschändung gewesen.

Wiesel stellt auch die Frage, warum der Sohn bestraft werden soll, wenn der Vater schuldig war? (Vater-Sohn-Konflikt) Für die jüdische Tradition ist der Tod kein Mittel, Gott zu verherrlichen. Deshalb sprechen die Juden auch von der Fesselung und nicht von der Opferung. Die Wahrheit kommt aus dem Leben. Jeder Mensch ist Selbstzweck, niemand hat ein Recht, ihn zu opfern. Abraham hätte nicht Stammesvater werden können, wenn er getötet hätte. Immer wieder wird dieses Thema besprochen. In anderen Zusammenhängen tauchen auch Erinnerungen und Parallelen zum Holocaust auf, zur Indianervernichtung und als Metapher für einen Gehorsamstest. Der fordernde Gott und das geopfert Kind werden immer wieder diskutiert. (Wiesel 1980)

2. Was hat dieses Modell mit Kleist Verhältnis zur Männlichkeit zu tun?

In einem Brief an Martini spricht Kleist über seine Beweggründe, warum er das Militär verlassen möchte. Er sagt, daß sich das Soldatenleben nicht mit seinem Wesen verträgt, und er auf Dauer nur Verachtung für das Militär empfindet. Die Offiziere hält er für Exerziermeister und die Soldaten für

Sklaven. Die Veranstaltung des Militärs sieht er wie ein lebendes Monument der Tyrannei. Kleist glaubt, daß sein Charakter auf Dauer Schaden nimmt und er berichtet, daß er oft nicht weiß, ob er als Mensch oder als Offizier handeln soll. Kleist sieht den König als Gott, der Opfer und Gehorsam verlangt (Abraham), das heißt vorschreibt, wie ein Mann zu sein hat, nämlich ohne zu fragen (Isaak), das Leben in den Dienst Gottes, d. h. hier des Staates zu stellen. (Kleist 1984, Seite 472-486.)

Im "Prinzen von Homburg" zeigt Kleist die Machtansprüche der Vaterfigur, der Staatsordnung und der obersten religiösen Instanz (Vaterland) auf. Die Stabilisierung des Vater-Sohn-Verhältnisses ist hier das Thema und wird weder verstandesmäßig noch durch christliche Überlieferung einsehbar, sondern ist nicht rational. Die Gewalttätigkeiten in der Familie unterscheiden sich nicht von denen des Schlachtfeldes. Das Familienideal der Aufklärung wird auf den Kopf gestellt, die Gewalt wird verherrlicht. Ist der Vater eifersüchtig auf den Sohn, weil er sich schneller entwickelt als es dem Vater recht ist.?

Kleist's Beschäftigung mit der Opferproblematik zeigt, einfacher gesagt, daß es nicht nur Selbstlosigkeit und Menschenliebe gibt, wie es die Aufklärung darstellen wollte, sondern die Gewalt genauso präsent ist, wie es die moralischen Instanzen sind. Der liebevolle Vater kann auch der sakrale Schlächter sein. (Stephens 1994)

Zur Lippe macht in seiner Wiener Vorlesung „Oidipus und die verweigerte Seelenfahrt“ auch auf die Isaakproblematik bei Kleist aufmerksam. Abraham muß sich Gott unterwerfen, Isaak tritt das Erbe an, womit er gleichzeitig seine Opferung annimmt. (Lippe 1990, Seite 15-17)

In den Werken, besonders in "Die Hermannsschlacht", "Der Prinz von Homburg", "Das Erdbeben von Chile", ebenso "Penthesilea", beschäftigt sich Kleist immer wieder mit der Opferproblematik. Die Sekundärliteratur will sogar aufzeigen, daß Kleist's Freitod eine letzte Konsequenz dieses Opfergedankens ist.

Kleist nahm am Anfang seines Schaffens die Grundsätze der Aufklärung nach Leibniz, nach der sich Vernunft und Schöpfung natürlich ergänzen noch ernst, verzerrt sie in seinen Werken parodistisch und führt sie ins Extrem. Er zeigt auf, wie wenig wirksam ein Menschenopfer ist, um die Gesellschafts- oder Familienordnung wieder herzustellen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird die Religionskritik gerade die Ideen von Leibniz in Frage stellen. Später zeigt Kleist die Gegensätze und Unberechenbarkeiten auf.

Kleist kannte das Versepos von Wieland über Abraham und Isaak, das sich mit der Kritik in dieser Geschichte beschäftigt. Bei Abraham soll kein Sühneopfer gebracht werden, sondern Gott versucht Abraham. Im Judentum wird diese Erzählung als Ende der Menschenopfer gesehen, während die Christen darin die Verbindung zum Kreuzestod Christi sehen.

Wie kann Gott befehlen, sein eigenes Kind zu schlachten?

Die religiöse und philosophische Tradition der Aufklärung bürdet der göttlichen Instanz zu viel auf. Auf diese Widersprüche macht Kleist in seinen Werken immer wieder aufmerksam.

Wie kann Gott eine Handlung befehlen, die in der Heiligen Schrift sonst verdammt wird?

In Kleist letztem Drama "Der Prinz von Homburg" geht er noch einmal auf die Vorstellung ein, wie ein Sohn seinen Vater verherrlicht, obgleich er geopfert werden soll. Kleist zeigt das Nebeneinander von Liebe und Aggressivität in familiären Beziehungen auf, und die Nutzung des Abraham und Isaak-Mythos im Staat zu eigenen Machtzwecken. Seine Dramen zeigen exemplarisch, daß eben nicht die Vernunft herrscht, sondern die Unvernunft. Kleist beleuchtet, wie zweckentfremdet Opferhandlungen sind. Die Eucharistie verwandelt sich bei ihm im ersten Drama „Familie Schrofenstein“ zu einem Sakrament der Rache. Die Brüchigkeit von Vernunft und Natur wird betont. Kleist geht es darum, im gesellschaftlichen und transzendenten Bereich herrschende Instanzen in Frage zu stellen. Penthesilea hat alle staatlichen Konflikte verinnerlicht und deshalb tötet sie Achill. Das Amazonentum ist nicht mehr zu retten und ihr bleibt nur der Freitod. Durch das Abreißen der Brust werden Weiblichkeit und Natur geopfert. Ironie, daß der Preis der Emanzipation ausgerechnet die Selbstvernichtung des humanen Anteil an diesem Fortschritt ist. Die Selbstaufopferung ist die einzige Lösung, zu der auch Kleist später greift. (Stephens, 1994)

Nach Inge Stephan kritisiert Kleist in diesem Stück die herrschende Geschlechterphilosophie und übernimmt sie vordergründig im übertriebenen patriarchalen Gestus, aber untergründig setzt er sich dagegen zur Wehr. Kleist zeigt ein Epochenproblem auf und zerreißt die Harmonie und Idealisierung die sonst auf das Verhältnis der Geschlechter gelegt wird.

Triebkräfte werden aufgedeckt: Der Wille zur Macht, der in der Sexualität in brutaler und offener Weise ausagiert wird. Kleist arbeitet auch seine ambivalenten Gefühle seiner Schwester Ulrike gegenüber ab und sein eigenes Schwanken und Hingeben, das für seine Männer- und Frauenbeziehungen typisch ist, meint Stephan. Kleist läßt Achill die ersehnten Gefühle spielen, die ihm und Männern seiner Zeit verboten waren, wirklich zu leben.

Geheime Wünsche und Abwehr vermischen sich in der Gestalt Penthesileas und sie zeigt das Dilemma der Geschlechterbeziehung, das offen ausbrach, aber von Zeitgenossen Kleist zugedeckt wurde.

Kleist leidet an dieser überall praktizierten und geforderten Männlichkeit, das heißt, dem Vorbild, dem Männer gleichen sollen. (Stephan 1991, 133-134)

3. Was hat Kleist Marionettentheater und seine Entdeckung mit seiner Empörung gegen die historisch erwartete Männlichkeit zu tun?

Sollten wir wieder vom Baum der Erkenntnis essen und unser Leben ganz ohne vorgefertigte Vorschriften und Gebote führen?

Kleist zeigt die Unvollkommenheit alles Menschlichen auf. Wir sind nicht einzuschätzen, wie die Puppen. Der Schwerpunkt ist manchmal im Ellenbogen, unberechenbar. Männer wollen oft weich und zärtlich und sollen immer hart und kampfbereit sein.

Der Bär symbolisiert vielleicht das Animalische im Menschen, wie es auch in der Penthesilea sichtbar wird und von dem wir uns so entfernt haben daß wir es nicht mehr verstehen. Wenn es ausbricht, werden wir davon überrascht. (Erdbeben von Chile)

Kleist wünscht sich eine neue Unschuld, um wieder von vorn anzufangen.

Die These vieler Künstler, gerade in der damaligen Zeit, als sie sich im Selbstportrait als Christus zeigten, lautete unterschwellig: Wir opfern uns stellvertretend für die Gesellschaft, damit etwas Besseres entsteht. Durch das Opfer, wie bei Isaak oder Christus, soll ein Konflikt gelöst werden und etwas Neues entstehen, eine andere soziale Ordnung? Ich meine, auch ähnliche Opfergedanken bei Kleist zu erkennen.

Kleist fordert uns auf, trotz des Wissens um unsere Unvollkommenheit nach Vollkommenheit zu streben. Im Tanz zeigt sich die Verbindung von Leib und Seele, die wir ersehnen.

Literaturhinweise:

- Kleist, Heinrich von „Die Hermannschlacht“, (S. 533-628), „Penthesilea“ (S. 856-885), „Prinz Friedrich vom Homburg (S. 629-710), in: Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke und Briefe Band I, Carl Hauser Verlag, München 1984.
- Kleist, Heinrich von, „Briefe an Christian Ernst Martini (S. 472-486), in: Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke und Briefe Band II, Carl Hauser Verlag, München 1984.
- Kleist, Heinrich von, „Über das Marionettentheater“, Reclam 1984.
- Lippe, Rudolf zur, „Oidipus und die verweigerte Seelenkraft“, Wiener Vorlesungen im Rathaus, Picus Verlag Wien 1990.
- Rad, Gerhard von, „Die große Versuchung“, in: Das erste Buch Moses, Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1956.
- Stephens, Anthony, „Der Opfergedanke bei Heinrich von Kleist, in: Heinrich von Kleist, Kriegsfall, Redefall, Sündenfall. Hrsg. v. Gerhard Neumann, Rombach Litteral, Freiburg 1994.
- Stephan, Inge, „Da werden Weiber zu Hyänen“, Amazonen und Amazonenmythen bei Schiller und Kleist, in: Feministische Literaturwissenschaft, Hrsg. v. Inge Stephan und Sigrid Weigel, Argumentenverlag Berlin 1984
- Wiesel, Elie: „Die Opferung Isaaks“: Geschichte des Überlebenden in Adam oder das Geheimnis des Anfangs, Herder Verlag, Freiburg 1980.

Fachbereich 6 - Mathematik

Sylvia Jahnke-Klein

Seminar:

Mädchen und Jungen im Mathematikunterricht

Noch immer sitzen in den alten Bundesländern in den Mathematikleistungskursen deutlich weniger Mädchen als Jungen. Auch an den Universitäten beträgt der Anteil der Studentinnen im Mathematikstudium nur etwa 35%, im Diplomstudiengang Mathematik ist der Frauenanteil noch geringer. Die in der Regel besser bezahlten und mit mehr Sozialprestige verbundenen Berufe des mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Aufgabenfeldes werden von den Mädchen ebenso gemieden wie die Mathematikwettbewerbe, bei denen der Anteil der Mädchen in der Regel bei etwa 10%¹ verbleibt.

Während lange Zeit von einer natürlichen mathematischen Minderbegabung der Mädchen ausgegangen wurde (s. dazu z.B. Kinski 1993), ist es in der aktuellen Diskussion weitgehend Konsens, daß es keine tragfähigen biologischen und kognitiven Erklärungsansätze für die geschlechtstypischen Unterschiede in den Mathematikleistungen und -einstellungen gibt (vgl. dazu Beermann/Heller/Menacher 1992). Das spezifische vielfach als defizitär angesehene Verhältnis der Frauen zur Mathematik wird heute in der Forschung zu Frauen und Mathematik als gesellschaftlich-erziehungsmäßig bedingt angesehen (vgl. Jungwirth 1994, S.255). So bewerten zum Beispiel Eltern Mathematik als wichtiger für ihre Söhne als für ihre Töchter und halten erstere für leistungsfähiger auf diesem Gebiet². Noch in den 70er Jahren hielten bei einer Befragung zur Einschätzung von SchülerInnenleistungen 41% der Lehrer und Lehrerinnen die Jungen in Mathematik für leistungsfähiger, der Rest glaubte an keinen Unterschied. Niemand hielt

1 Vgl. Faulstich-Wieland 1991, S.85.

2 Vgl. Menacher 1994, S. 7; dort wird auf verschiedene Untersuchungen aus dem englischsprachigen Raum aus den Jahren 1982 - 1987 verwiesen.

die Mädchen für leistungsfähiger³. In den 90er Jahren wird eine solche Meinung von Lehrern und Lehrerinnen bei Befragungen nicht mehr geäußert; mir wird aber immer wieder von entsprechenden Bemerkungen berichtet, die im mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht von Lehrern gemacht worden sind: "Originalzitat: 'Mädchen und Physik, das ist wie Schweine im Weltall!' " (Student)⁴. Und manchmal bleibt es nicht nur bei flapsigen Bemerkungen: "Es gab Lehrer, die der Auffassung waren, daß Mädchen kein Mathe können, mich nie drannahmen, wenn ich mich meldete und mir bei falschen Aufgaben auch keine Hilfestellung gaben" (Studentin)⁵.

Nicht unerheblich ist auch die Rolle der Vorbilder einzuschätzen, die die Jungen in Form von überwiegend männlichen Lehrkräften in höheren Schulstufen und berühmten Mathematikern im Mathematikunterricht finden, den Mädchen aber in der Regel vorenthalten werden⁶.

Und schließlich wird in den Medien hartnäckig am Bild des mathematisch-naturwissenschaftlich-technisch begabten Jungen und des - wenn überhaupt - eher sprachlich begabten Mädchens festgehalten; sei es in Unterhaltungsfilmern, in der Werbung oder in sensationell aufgemachten Zeitschriftenartikeln über angebliche Begabungsunterschiede⁷. Diese Einflüsse bleiben nicht ohne Wirkungen. Mädchen äußern durchschnittlich ein geringeres Interesse an Mathematik, bewerten ihre mathematische Begabung niedriger und sind weniger erfolgsoversichtlich als die Jungen (vgl. Menacher 1994, S.4 f). Dabei unterschätzen die Mädchen ihre tatsächlichen Leistungen in

3 Vgl. Srocke 1989, S. 145; Untersuchung von Ernest (USA, 1976); neuere Untersuchungen (Fox u. Zimmermann, USA, 1985; Hoffmann, BRD, 1988) zeigen: Jungen werden trotz identischer Arbeitsleistung von Lehrerinnen und Lehrern im Durchschnitt als begabter für naturwissenschaftliche Fächer beurteilt, vgl. Beermann/Heller/Menacher 1992, S.62.

4 In einer schriftlichen Befragung im Seminar "Mädchen und Jungen im Mathematikunterricht" (WS 94/95, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg).

5 S.o.

6 Informationen über Frauen, die in der Mathematik und in den Naturwissenschaften hervorragende Leistungen erbracht haben, findet man bei Magaret Alic 1987.

7 Insbesondere die Wochenzeitung DIE ZEIT hat immer wieder dazu beigetragen, die an sich abgeschlossene Diskussion um die "mangelnde" mathematische Begabung von Frauen neu zu beleben (vgl. Faulstich-Wieland, S. 86).

Mathematik, während Jungen ihre Leistungen eher überschätzen⁸. Erfolge in mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Fächern scheinen im Widerspruch zur weiblichen Geschlechtsrolle zu stehen. Verschiedene Untersuchungen haben gezeigt, daß Frauen und Mädchen mit einem maskulinen oder androgynen Geschlechtsrollenselbstkonzept sich eher für einen technischen Beruf interessieren und bessere Fähigkeiten im mathematischen und räumlichen Denken zeigen als jene, die sich selbst als feminin einstufen (vgl. Beermann/Heller/Menacher S.47f). Auch die Schülerinnen von Mädchenschulen weisen im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich mehr Interesse auf, besitzen ein besseres Selbstkonzept eigener Fähigkeiten und belegen demzufolge häufiger Leistungskurse in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern (vgl. Menacher S.8).

Dies ist einer der Gründe, weshalb seit Beginn der achtziger Jahre die Koedukation noch einmal stark in Frage gestellt wurde. Die Forderungen reichen dabei von der Aufhebung der Koedukation bis zum Wunschbild reflexiver Koedukation: "Reflexive Koedukation versucht, in verschiedenen Ansätzen positive Strategien zur Änderung des Geschlechterverhältnisses in der Schule zu entwickeln" (Faulstich-Wieland, S.168). Eine reflexiv koedukative Schule berücksichtigt sowohl die Bedürfnisse der Mädchen als auch der Jungen, während der herkömmliche koedukative Unterricht überwiegend auf die Jungen ausgerichtet ist. Die vergleichenden Untersuchungen der letzten zwanzig Jahre erbrachten recht einheitliche Befunde zu den Sozialisierungseffekten der Koedukation: Mädchen kommen im Unterricht seltener dran, ihre Redebeiträge sind kürzer, weil sie zumeist unterbrochen werden oder der Lautstärkepegel steigt, so daß sie ihre Wortmeldungen abbrechen. Die Auswahl der Themen, Inhalte und Texte⁹ erfolgt mit Blick

8 S. z.B. die Untersuchung von Bettina Hannover (1991), vgl. Beermann/Heller/Menacher 1992, S. 50. Weitere Untersuchungen dazu s. Faulstich-Wieland 1991, S.90.

9 Insbesondere die Schulbücher sind überwiegend auf die Interessen und Vorerfahrungen der Jungen ausgerichtet und verstärken herkömmliche Geschlechtsrollenstereotype. So ist zum Beispiel Frauenerwerbstätigkeit in Mathematik-Schulbüchern ein gesellschaftlich irrelevantes Problem wie Constanze Lopatecki und Irene Lüking in einer Analyse von 30 Mathematikbüchern für die Orientierungsstufe und die Sekundarstufe I (entnommen der für 1985 gültigen "Liste der eingeführten Schulbücher" für die Stadtgemeinde Bremen) nachweisen konnten. In den untersuchten Büchern für die Hauptschule werden lediglich zwischen 2% und 12% der quantitativ ohnehin unterrepräsentierten Frauen - bei einer realen Frauenerwerbsquote von 39% - als erwerbstätig beschrieben (vgl. Lopatecki/Lüking 1989, S.73). Erwerbstätigkeit von Frauen ist in den Büchern der anderen Schulformen sogar in noch stärkerem Maße ein vernachlässigter Faktor.

auf die Jungen und ihre Interessen und Bedürfnisse. Überwiegend ihre Lebenserfahrungen und ihr Umfeld werden einbezogen. Dies geschieht schon deshalb, weil die LehrerInnen die Aufmerksamkeit der Jungen zu wecken versuchen, um sie von Störungen abzuhalten. Mädchen sollen helfen, die Disziplin in der Klasse zu wahren und das soziale Klima zu verbessern. Konsequenz eines Unterrichts, bei dem die Jungen im Mittelpunkt stehen, ist, daß sie sowohl das Klima einer Klasse als auch Lerntempo und Unterrichtsinhalte indirekt durch Störungen bestimmen (vgl. Kreienbaum 1994, S.185). Dennoch profitieren die Jungen nicht von ihrer Vormachtrolle: Jungen müssen häufiger eine Klasse wiederholen als Mädchen, beenden die Schule häufiger ohne einen Abschluß, wechseln häufiger in Sonderschulen, zeigen häufiger Verhaltensauffälligkeiten, leiden häufiger an sehr schweren Erkrankungen, zeigen häufiger psychische und psychosomatische Störungen, tauchen häufiger in Kriminalstatistiken auf (vgl. Schnack/Neutzling 1992, S. 101-113). In der "Jungenpädagogik" wird davon ausgegangen, daß viele Jungen unter der klassischen männlichen Sozialisation und des damit verbundenen hohen Drucks leiden.

Insbesondere im mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Aufgabenfeld ist der Erwartungsdruck unter dem die Jungen stehen besonders groß: "Ich finde Mathematik sehr interessant, da ich es meistens auch verstehe, dann macht es auch Spaß. Wenn ich es allerdings nicht kapiere, finde ich es unerträglich. Ich habe dann manchmal richtig Angst vor der Stunde" (Schüler, 10. Klasse Gymnasium)¹⁰. Während bei Mädchen Versagen im Mathematikunterricht akzeptiert wird, entwickelt sich das Geschlechtsrollenklichee vom mathematisch begabten Jungen für die Jungen zur Falle: "Wir hatten einen Mathematiklehrer, bei dem wurde als Junge von mir erwartet, daß ich den Unterrichtsstoff einfach verstehe. Nichtverstehen existierte nicht. Bei Mädchen hatte der Lehrer die Haltung: Naja, sie kann ja nichts dafür" (Student)¹¹. Einige Jungen, die die an sie gestellten Erwartungen nicht erfüllen können, leiden daher im Mathematikunterricht besonders stark, haben geradezu Angst: "Vor allen Dingen die Angst vor

10 Von mir im Rahmen einer Fragebogenaktion schriftlich befragt

11 Im oben erwähnten Seminar

schlechten Noten, aber auch außerhalb eines gewissen Kontextes zu stehen, ... , also letztendlich auch ein Outsider zu sein" (Student)¹².

Problematisch für Jungen und Mädchen gleichermaßen ist die Tatsache, daß der mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Bereich tatsächlich als männlich eingestufte Denk- und Verhaltensweisen widerspiegelt: "Das Ausblenden von Subjektivität und Emotionalität, Konkurrenzorientierung, Macht- und Herrschaftsstreben kennzeichnen das Arbeiten dort" (Jungwirth 1994, S. 263). Solche Strukturen halten Mädchen von diesem Bereich fern, während sie bei den Jungen in ungünstiger Weise mit ihrer Sozialisation in Resonanz treten und negative Effekte der Jungensozialisation verstärken.

Doch wie kann ein Mathematikunterricht aussehen, der den Mädchen gefällt und im positiven Sinne auf die Jungensozialisation einwirkt? Es gibt bisher kein in sich geschlossenes Konzept eines reflexiv koedukativen Mathematikunterrichts. Einige Antworten auf die Frage "Mathematikunterricht für Mädchen - Was kann das sein?" sind in dem gleichlautendem Artikel von Cornelia Niederrenk-Felgner (1994, S. 57ff) zu finden. In einer größeren Anzahl von Aufsätzen werden einzelne Aspekte eines für Mädchen besser geeigneten Mathematikunterrichts beleuchtet. So macht z.B. Helga Jungwirth (1995, S. 59ff) beachtenswerte Unterrichtsvorschläge zur "Verlangsamung" des überwiegend auf die fragend-entwickelnde Unterrichtsmethode ausgerichteten Mathematikunterrichts. Der übliche fragend-entwickelnde Unterricht läßt - Jungwirths Untersuchungen zufolge - den Mädchen zu wenig Ruhe für Gründlichkeit und die Entwicklung von Lösungsstrategien. Persönlichkeitspsychologische Interventionsansätze, Ansatzpunkte für Maßnahmen im Rahmen der Schule und des Elternhauses und Vorschläge für Umgestaltungen im organisatorischen Bereich der Schule mit dem Ziel, mehr Mädchen für den mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Aufgabenbereich zu gewinnen, sind u.a. bei Beermann/Heller/Menacher (1992, S. 81ff) und Bettina Srocke (1989, S. 245ff) zu finden.

Einen Überblick¹³ über "Pädagogische Wege zur sozialen Förderung von Jungen" gibt Astrid Kaiser (1996, S. 207ff) in einem Aufsatz gleichlauteten

12 Lehramt Deutsch und Philosophie; von mir in einem narrativen Interview zum Mathematikunterricht befragt

Titel. Erste Ansätze eines Konzeptes¹⁴ zur sozialen Jungenförderung im Mathematikunterricht findet man bei Jahnke-Klein (1995) und Jahnke-Klein/Eckhardt-Klebert (1996).

Literaturangaben:

- Alic; Magaret: Hypatias Töchter. Der verleugnete Anteil der Frauen an der Naturwissenschaft. Zürich 1987
- Beermann; Lilly/ Heller, Kurt A./ Menacher, Pauline Mathe: Nichts für Mädchen? Bern 1992
- Faulstich-Wieland: Koedukation - Enttäuschte Hoffnungen? Darmstadt 1991
- Jahnke-Klein, Sylvia: Jungen und Mathematikunterricht. In: Mathematik lehren 8/95, H. 71, S. 62-64
- Jahnke-Klein, Sylvia/Eckhardt-Klebert, Angela: Mathematikunterricht für Jungen aus der Frauenperspektive. In: Kaiser, Astrid (Hg.): FrauenStärken - ändern Schule, 10. Bundeskongreß Frauen und Schule. Bielefeld 1996, S.263-267
- Jungwirth Helga: Die Forschung zu Frauen und Mathematik: Versuch einer Paradigmenklärung. In: JMD 15. Jg., 1994, H. 3/4, S. 253-276
- Jungwirth, Helga: Verlangsamung als Ziel. In: Mathematik lehren 8/95, H. 71, S. 59-61
- Kaiser, Astrid: Pädagogische Wege zur sozialen Förderung von Jungen. In: Kaiser, Astrid (Hg.): FrauenStärken - ändern Schule, 10. Bundeskongreß Frauen und Schule. Bielefeld 1996, S.207-218
- Kinski, Isolde: Mädchen und Mathematikunterricht. In: Didaktik der Mathematik 3/1993, S. 161-181

13 Eine ausführlichere Darstellung dieser Thematik erscheint demnächst unter dem Titel "Soziale Jungenförderung als Weg zur Gleichberechtigung?" (Kaiser 1997) in einem von Astrid Kaiser herausgegebenen Buch mit dem geplanten Titel "Koedukation und Jungen".

14 Eine Weiterentwicklung dieses Konzeptes ist in einem Aufsatz mit dem Titel "Soziale Förderung von Jungen im Mathematikunterricht" (Jahnke-Klein 1997) in dem oben genannten Buch zu finden.

- Kreienbaum, Maria Anna: Lebens- und Karrierepläne - eine Absolventinnenstudie. In: GEW/Vorstandsbereich Frauenpolitik (Hg.): Koedukation - Texte zur neuen Koedukationsdebatte. Frankfurt a.M. 1994, S. 185-196
- Lopatecki, Constanze/ Lüking, Irene: Bescheiden, sittsam und rein? Rollenklischees in Mathematik-Schulbüchern für die Sekundarstufe I. In: Bremische Zentralstelle für die Gleichberechtigung der Frau, Bremen 1989
- Menacher, Pauline: Erklärungsansätze für geschlechtsspezifische Interessen- und Leistungsunterschiede in Mathematik, Naturwissenschaften und Technik. In: ZDM 1/94, S.1-11
- Niederdrenk-Felgner, Cornelia: Mathematikunterricht für Mädchen - Was kann das sein? In: ZDM 2/94, S. 57-62
- Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer: Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Hamburg 1990
- Srocke, Bettina Mädchen und Mathematik, Leverkusen 1989

